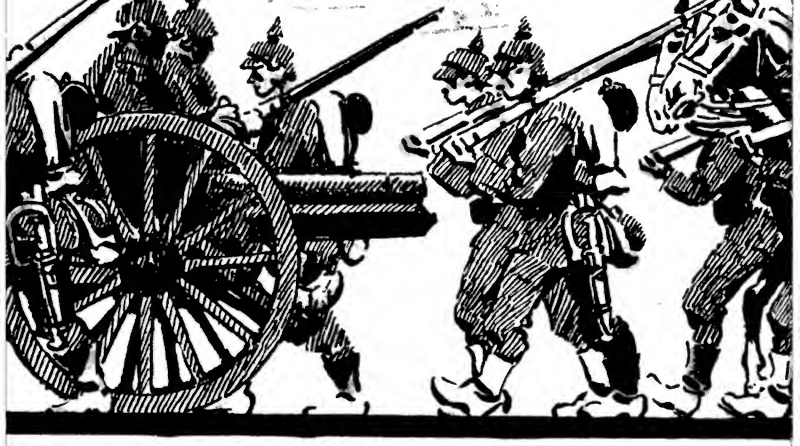
FENDRICH

VON DER MARNESCHLACHT
BIS ZUM
FALL ANTWERPENS

RECAP
4094
2
41

Digitized by Google

LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY



Gegen Frankreich und Albion.

* *

Anton Fendrich

Von der Marneschlacht bis zum Fall Antwerpens

Mit Kriegsaufschlag M. 1.25.

...ackh'sche Verlagshandlung, Stuttgart ...

WE92
.B41

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Von der Marneschlacht bis zum Fall Antwerpens

Digitized by Google

Anton Fendrich:

Gegen Frankreich = und Albion =

Jeder Halbband M 1.—

I.: Bis vor Paris — II.: Von der Marneschlacht bis zum Fall Antwerpens. — III.: Der Stellungskrieg bis zur Frühlingsschlacht (1915) in Flandern. — IV.: Die Durchbruchschlachten (Die Kämpfe im Artois und in Französisch-Flandern.) V. Verdun.

Dr. Kurt Floericke:

Gegen die Moskowiter

Jeder Halbband M 1.—

I.: Die Masurenschlachten.
II.: Das Ringen um Galizien. —
III.: Gegen Lodz und Warschau. —
IV.: Der Siegeszug in Polen.

Digitized by Google

Gegen Frankreich und Albion
II. Halbband

Von der Marneschlacht
bis zum
Fall Antwerpens

von

Anton Fendrich

Mit Titelbild, Kopfleisten und Kartenskizzen

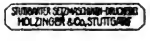
21.—25. Tausend

1916
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Digitized by Google

Alle Rechte, besonders das Übersetzungsrecht, vorbehalten.

Für die Vereinigten Staaten von Nordamerika:
Copyright 1916 by
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.



Digitized by Google

Die Schlacht an der Marne.

In den ersten Septembertagen 1914 hielt die Welt den Atem an. In der Heimat begann schon das Streiten, wie lange sich Paris wohl noch halten könne. Mit mehr als vier Wochen rechnete kein Mensch. Da hörte man am 4. September, Kluck habe seine Marschrichtung geändert und ließe Paris rechts liegen. Das war das erste Erstaunen bei denen zu Hause. Die Berichte der folgenden Tage brachten kurze und verhaltene Kunde von schweren Kämpfen unter den Mauern der Weltstadt. Der Jubel des Vorsturms verstummte. Man ahnte ein dumpfes, gewaltiges Ringen zwischen gewaltigen Heeresmassen. Das bange Warten fand endlich am 10. September sein Ende durch die Nachricht des Generalquartiermeisters von Stein, die erste Armee habe den Rückzug angetreten, ohne vom Feind verfolgt zu werden; sie habe dabei 5000 Gefangene und zahlreiche erbeutete Geschütze mitgenommen. Man stand vor einem neuen Rätsel. Die mit den zittrigen Herzen daheim redeten von einer verlorenen Schlacht, die Unerschütterlichen aber blieben dabei, Kluck sei dem Entscheidungskampf nur ausgewichen; jeder Feldherr werde sich das Schlachtfeld wohl selber aussuchen dürfen, das ihm beliebe. Durch Paris aber und durch ganz Frankreich ging ein Reden und Schrei-

14094
.92
.341
422678

Digitized by Google

ben über den gewaltigen Sieg an der Marne, das monatelang nicht zur Ruhe kam. Der Lärm klang bis zu uns herüber, so daß mancher Augenblinzler und Achselzucker im ringenden Deutschland meinte, etwas müßte halt doch an unserer großen Niederlage sein.

Was hat es auf sich mit diesem gewaltigen Sieg der Franzosen?

Ehre, wem Ehre gebührt, auch wenn es der Feind ist. Aber deutsche Lust zur kritischen Selbstschau soll auch dem Feind nicht größere Anerkennung zollen, als er sie verdient. Jeder Feldherr muß darauf gefaßt und dafür vorbereitet sein, daß es auch anders kommt, als er erwartete, und so können nur Strategen des Biertisches bestreiten, daß Joffre beim fluchtartigen Rückzug seiner ganzen Nordarmee nicht gewußt habe, was er wollte, als er die französischen Armeekorps nirgends auf ihrem 250 km langen Rückzug anhalten ließ. Die Zeiten von 1870 waren vorbei. Auch der jüngste Offizier in Frankreich wußte, daß im Falle einer ersten großen Niederlage die Rettung der französischen Armee in ihrem Rückzug in das große Festungsdreieck Paris—Verdun—Dijon bestände. So kam es denn auch. Aber vierzehn Tage lang keinen anderen Befehl zu hören, als: „Zurück, zurück!", das ist auch für eine schwer geschlagene Armee eine schwere Prüfung. Langsam ließen Roß und Reiter auf dem Rückzug aus den belgischen Kohlenfeldern unter die Mauern der flimmernden Weltstadt die Köpfe hängen, die Kanoniere entlasteten Protzen und Gespanne und schleppten sich neben den Geschützen her, und über den endlosen Kolonnen der Infanterie schwebten stumpfer Gehorsam und Wolken undurchdringlichen Spätsommerstaubs. Wie weit sollte es denn noch zurückgehen? Das war die einzige Frage, die müde von Kompagnie zu Kompagnie und von Batterie zu Batterie wanderte. Die Marne war überschritten, den Petit Morin hatte man hinter sich und stand schon an den Südufern des Grand Morin. Sollte es denn hinabgehen bis zur Seine?

Digitized by Google

Da, am Morgen des 5. September, zeigte sich in allen Lagern der französischen Armee vor Paris bis hinüber an die Maas ein gleiches, aber lange nicht gesehenes Bild. Um einen höheren Offizier zu Pferde drängten sich Hauptleute und Leutnants und vernahmen mit strahlenden Gesichtern eine neue Ordre. Der Befehl des Generals Joffre vom 4. September wurde verlesen. Die Zeit der Schmach war vorüber und der Rückzug beendet. Der Oberbefehlshaber der „ruhmreichen französischen Republik" rief jetzt seine Soldaten auf, ihre ganze Pflicht zu tun, und versprach ihnen dafür den sicheren Sieg. Die Freudenbotschaft drang von den französischen Elitetruppen zu den schwarzen Spahis und Senegalnegern und von den Engländern zu den Gurkhas und den gelben Reitern der Mördersekte der Sikhs. Die Soldaten umarmten sich vor Jubel und die jungen Leutnants rieten und wetteten schon auf den vernichtenden Einkreisungsplan Joffres und stritten sich über die besten Marken Rheinwein, die sie nach dem Siege trinken wollten. Um was es sich handelte, das wußte kein einziger, weder Troupier noch Offizier. Nur der General Joffre mit dem klugen, unergründlichen Gesicht eines Bauernbürgermeisters aus den Pyrenäen und dem leicht zusammengekniffenen linken Auge, saß in der einfachen Stube seines Hauptquartiers über den Karten, Klarheit und Entschlossenheit in den Zügen. Er hatte gewartet, bis die Armee in der Front eines leichtgeschwungenen Bogens angekommen war, die sich mit den beiden Enden auf die Festungspanzer von Paris und Verdun stützte und über Coloumniers—Sezanne—Vitry—le François hinüber zu den Argonnen zog. In diesem Augenblick gaben Telephon und Telegraph, die Luftwellen des Äthers und die sausenden Automobile der Oberkommandos, auf der ganzen Front den Befehl zum Halt. Die Armee stand. Dann folgte der zweite Befehl, ein Erlaß von ganz unfranzösischer Kürze und Wucht: Nicht mehr zurückschauen, sondern vorwärts dringen und den Feind werfen! Wo das nicht möglich ist, auf seinem Platz stehen bleiben und sterben! Davon hängt die Rettung Frankreichs ab!

Digitized by Google

Es war, als ob das Vaterland selbst zu seinen Söhnen spräche. Alle Müdigkeit schwand, und die Hoffnung, die „Barbaren" aus dem Land zu werfen, erfüllte die Brust eines jeden französischen Soldaten vom kleinsten Gemeinen bis zum Armeeführer.

Aber Joffre verließ sich nicht nur auf die Redekunst. Er stützte die Menschenmauer hinter der Marne so gut er konnte. Belfort mußte seine ganze 7. Armee hergeben. Sie wurde in endlosen Militärzügen herbeigeschleppt und auf die 4. und 9. Armee verteilt. Die Hälfte des Pariser Besatzungsheeres mit zahllosen Batterien und Festungsmörsern wurde in den linken Flügel gestopft. Die langen englischen Schiffsgeschütze, die gerade noch zur Zeit über den Kanal gebracht worden waren, vollendeten die Zermalmungskraft der französischen Front. Die sechs französischen Armeen verteilten sich am Mittag des 5. September folgendermaßen auf die Bogenlinie vom Pariser Becken bis hinüber zum Dickicht des Argonnenwaldes: Den linken, äußersten Flügel bildete die 9. Armee des Generals Maunoury, des Mannes aus Stahl, wie die Pariser ihn nennen. An sie schlossen sich südöstlich die Engländer unter dem Feldmarschall French. Östlich von ihm stand Franchet d'Esperey mit der 5. Armee. Deren rechter Flügel bog sich leicht nach Nordost auf und bildete mit der 9. Armee des Generals Foch das starke Zentrum der französischen Linie. Die Fortsetzung nach Osten machte die 9. Armee unter dem General de Langle de Cary. Den leicht angedeuteten Halbkreis nordöstlich bis unter die Panzertürme von Verdun vollendete die 3. Armee unter General Sarrail. Das war der „Trichter", wie die Franzosen diese Front nannten, in den das Blut der ganzen deutschen Armee fließen sollte. Seine Wände waren am stärksten auf dem linken Flügel, der voraussichtlich den stärksten Druck aushalten mußte. Und so setzte Joffre alles auf eine Karte.

Ob er das Spiel des Gegners durchschaute? Ob er nicht zu früh seine Front zum Stehen brachte, weil die flüchtige Regierung ihn dazu drängte? Man hatte ihn schon auf den Namen

Digitized by Google

des Fabius Cunctator getauft. Ob er sich nicht allzu hastig um den Ruhm dieses siegreichen Hinausziehers gebracht hat?

Um das beurteilen zu können, muß man wissen, was die oberste deutsche Heeresleitung erreichen wollte.

Die Schlacht von Tannenberg war schon geschlagen, als Kluck seinen Vormarsch zum Vorsturm steigerte. Vielleicht war es trotz der im Osten gleich nach Tannenberg überall wieder in neuen Massen heranflutenden Russen doch nicht ausgeschlossen, das französische Feldheer in einer einzigen gewaltigen Schlacht einzukreisen und zu zermalmen. Wie aber, wenn die Übermacht der vereinigten Franzosen und Engländer zusammen mit ihren dunkeln Hilfsvölkern noch zu groß sein sollte? Wenn die Trennung der deutschen Front von ihrer Verpflegungsbasis, die Entfernung des deutschen Feldheers von den Etappen so groß werden sollte, daß die Gefahr der Isolierung drohte?

Zwischen diese zwei Möglichkeiten schob sich ein Plan, so genial und wundersam, daß ihn erst spätere Tage in seiner ganzen Größe werden erfassen können; ein Plan, in den jede der beiden Möglichkeiten paßte, wie zwei gleiche Schrauben in eine gemeinsame Mutter.

Aber greifen wir nicht vor.

Das unerhörte Schauspiel, daß ein deutscher Heerführer alles methodisch wohlüberlegte Vormarschieren aufgibt und nicht mehr wartet, bis in seinem Rücken der ganze ungeheure Apparat der Verpflegungstruppen nachgeschoben ist, sondern in drei Tagen von der Somme bis an die Marne stürmt, plötzlich, wider alles Erwarten, mit seiner Flanke an Paris vorüberfegt, die waffenstarrende Festung und eine französische Armee in seiner schwachgeschützten Flanke, ja in seinem Rücken läßt, dieses Schauspiel war schon lange im Gange, bevor sich Freund und Feind nur Rechenschaft darüber geben konnten. Mit einem geringen Aufwand an Kraft hielten die andern vier deutschen Armeen, die der Generale von Bülow und von Hausen, des Schwabenherzogs und des deutschen Kronprinzen, gleichen Schritt mit Kluck, der auf

Digitized by Google

dem äußersten Flügel nur den größten Bogen zu beschreiben hatte und deswegen in das stürmische Zeitmaß geriet. Um die schwächlichen Ablenkungsversuche einer rasch aus der französischen Ostfront in die Gegend von Amiens geworfenen Armee kümmerte sich Kluck gar nicht. Als Joffre sah, daß sein an diese 7. Armee ergangener Befehl, sich in Klucks Flanke einzukrallen, weit über deren Kraft ging, zog er die oben bei Amiens stehenden Truppen mit Militärzügen herab als Kern der in Bildung befindlichen Armee des Generals Maunoury. Bevor Kluck, dem keine Eisenbahnlinie zur Verfügung stand, herankam, war diese französische Armee zum Schutze von Paris, zweiundeinhalb Armeekorps und drei Divisionen Kavallerie stark, am malerischen Ourcq-Kanal schon aufgestellt. 18 km östlich von ihr ließ Kluck eines seiner Korps zum Schutz seiner rechten Flanke zwischen Crey und Lizy stehen. Der Übergang über die Marne wurde in der Nacht vom 3. auf den 4. September mit vier Korps und der ganzen Reiterei ausgeführt. Diese Teilung der Armee und die Schwenkung mit der Hauptmacht nach Südosten, auch das war kein Augenblicksgedanke Klucks. Solche Seitensprünge gibt es nicht bei einem deutschen Führer. Was hier geschah, das war nur ein Teil der Ausführung des alten Planes, der da hieß: Zuerst die französische Hauptmacht, das Feldheer, und dann erst die Hauptstadt! So lange das feindliche Feldheer nicht völlig geschlagen war, konnte eine Belagerung von Paris die deutsche Armee nur in die lebensgefährliche Lage zwischen zwei Kreisefronten bringen. Also nichts als vorwärts, dem fliehenden French und seinen Engländern nach!

Nun wird sich im Leser selbst die Frage erheben: Kannte denn Kluck das Mißverhältnis zwischen seinem hinter der Marne zurückgelassenen Armeekorps und der Streitmacht Maunourys nicht? Oder war er durch die kläglichen Mißerfolge der französischen Flankenangriffe aus der Richtung von Amiens her über die Gefahr beruhigt? Oder war die Möglichkeit, daß er mit der Hauptmacht wieder über die Marne zurück müsse, vielleicht

Digitized by Google

gar in die Rechnung schon eingestellt, so daß es sich um nichts Geringeres handelte, als darum, die ganze französische Macht zuerst auf das isolierte Korps und dann auf den ganzen deutschen rechten Flügel zu ziehen?

Der Leser möge nach den Ereignissen selbst entscheiden. Tatsache ist, daß Joffre am Abend des 4. September, nachdem ihm durch Flieger die Überschreitung der Marne durch die Hauptmacht der 1. Armee bekannt geworden war, und damit die Trennung des einen deutschen Korps von Klucks übrigen Streitkräften unverzüglich den Befehl gab, „angesichts der verwegen gefährlichen Lage der Armee Kluck" (vue la situation avanturée de l'armée Kluck) zum Angriff überzugehen. Am Mittag des 5. September begannen die Kämpfe am Ourcq und damit die Schlacht an der Marne. Fabius Cunctator hatte der deutschen Lockung nicht widerstehen können. Auf den übrigen Teilen der Front wurde die Offensive der Franzosen erst auf den folgenden Tag anbefohlen. Die vermeintliche Trichterfüllung stand hart vor dem Trichter. General von Bülow mit seiner 2. Armee hatte Frenchs rechten Flügel und dazu die 5. Armee unter Franchet vor sich. Die 3. Armee des Generals von Hausen und der rechte Flügel der 4. Armee des Herzogs Albrecht verliefen parallel mit der französischen 4. Armee unter de Langle de Cary. Und die 5. Armee, die des deutschen Kronprinzen, stand gerade vor der 3. französischen des Generals Sarrail.

Der Verlauf und der Sinn der ganzen Marneschlacht spiegelt sich am deutlichsten in den Kämpfen auf dem rechten deutschen Flügel, die zusammenfassend bezeichnet werden mit der Schlacht am Ourcq. Maunourys Aufgabe war die Umgehung des rechten Flügels. Sehen wir zu, wie er diesen wichtigsten Schritt zur Einkreisung der deutschen Armee ausführte!

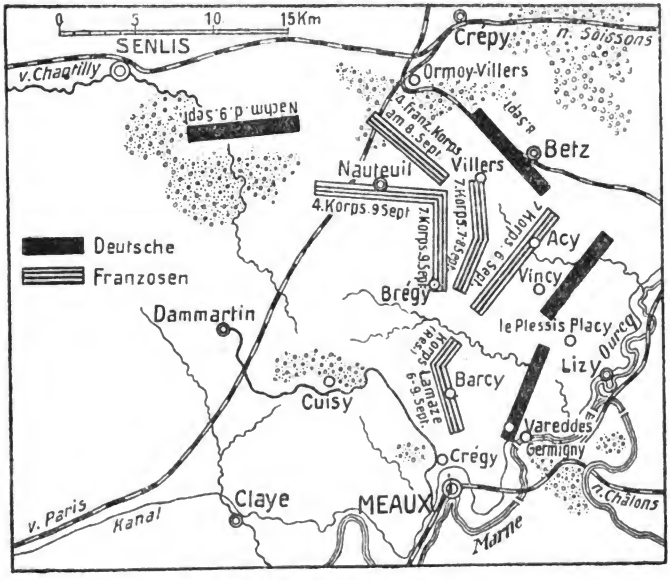
Das hinter der Marne zurückgelassene deutsche Korps verteidigte sich beim Angriff am Nachmittag des 5. September in der Front Meaux-Nanteuil. Obgleich der Gegner über überlegene Kräfte verfügte, kam er nicht vorwärts. Das deutsche Korps

Digitized by Google

hatte die leicht bewaldeten Höhen bei Monthyon besetzt und spie dem über die Ebene vordrängenden Feind Tod und Verderben entgegen. Die zuerst vorgeschickten französischen Reservedivisionen mußten zurückgehen und ließen die Leichen hundertweise auf den gelben Stoppeln der abgeernten Felder liegen. Der Angriff der ganzen Streitkraft Maunourys stand noch bevor. Deshalb wurde eines der über die Marne vorgegangenen deutschen Korps zurückbefohlen und kam nach einem gewaltigen Nachtmarsch früh morgens bei Lizy an. Es wurde bei Trocy und weiter nördlich davon gegen die nun vorgehende Hauptarmee Maunourys noch ein anderes zurückgerufenes Korps eingesetzt. Den Franzosen gelang es, unsere Feldgrauen um einige Kilometer zurückzudrängen, aber nicht die deutschen Kräfte über den Ourcq zurückzuwerfen. Die Nacht vom 6. auf den 7. September brachte neue Hilfe. In einem Eilmarsch von 24 Stunden, bei dem French nur das lange Nachsehen hatte, ohne auch nur einen einzigen Mann hindern zu können, gelangten zwei weitere deutsche Divisionen von jenseits der Marne auf das Schlachtfeld am Ourcq und stürzten sich bei Vincy auf die Übermacht der Zuaven. French ließ dem General Maunoury den ungehinderten Rückmarsch von Teilen der 1. Armee über die Marne als einen englischen Sieg melden. Maunoury, der Kühle, traute der Nachricht nicht und erbat sich beim Gouverneur von Paris eilige Hilfe. Mit Militärzügen ließ General Gallieni ihm eine Division frischer Elitetruppen zuführen. Diese Truppen machten den Unsern bei Vareddes schwer zu schaffen. Auf den Hügeln über dem Dorf, das sich mit seinen sanften Höhen in der ruhig fließenden Marne spiegelt, kam es zu einem furchtbaren Gemetzel. Die deutschen Linien mußten einen Kilometer nach Osten zurückgehen. In der Nacht kam das letzte Fünftel der über die Marne vorgegangenen Truppen Klucks zurück und griff als äußerster rechter Flügel ganz oben bei Betz am frühen Morgen des 8. September in die Schlacht ein. Ein wolkiger, kühler Tag stieg über dem sanften Hügelgewoge des Marnetals auf. Trotzdem begannen die in dem

Digitized by Google

Gemetzel bei Vareddes erschöpften Franzosen den Angriff erst gegen 10 Uhr. Aber die Pariser Division und die Engländer stießen auf schwerverschanzte Stellungen des linken deutschen Flügels. Gegen Mittag gelang es den Unsern, leichte Haubitzen hinter der Höhe 139, dem Schauplatz des Gemetzels vom Vor-



Kärtchen zu den Kämpfen am Ourcq 5.—9. Sept. 1914.

tage, aufzustellen. Sie räumten fürchterlich auf unter dem Feinde. Zu gleicher Zeit gingen oben auf dem rechten Flügel der deutschen Streitkräfte am Ourcq drei neu eingetroffene Divisionen zum Bajonettangriff vor und stürmten Betz und Thury en Valois. In Azy entwickelten sich verzweifelte Straßenkämpfe, in denen die Deutschen gleichfalls Sieger blieben. Zwar hatte am Morgen dieses Tages Maunoury weitere Hilfe erhalten. Aus

Digitized by Google

der Gegend von Bar le Duc war das ganze 4. französische Armeekorps herüber an die bedrohte französische Linke geworfen worden. Aber der Sieg ließ sich auch von der doppelten Übermacht nicht erzwingen. Der herabsinkende Abend ließ dem General Maunoury Zeit zu ernsten Betrachtungen. Im Lauf des Tages war sein linker Flügel aus der Richtung Südnord schon gegen Nordwesten umgebogen und das ganze 7. französische Korps auf Bouillancy und Villers—St. Genest zurückgeworfen worden. Aber erst der 9. September trieb die Entwicklung des Schlachtendramas auf seinen Höhepunkt und machte aus der Gefahr der deutschen Umklammerung eine solche höchst dringliche der Einkreisung der Pariser Schutz- und Trutzarmee. Maunoury zog an Verstärkungen heran, was er nur konnte. Mit Eisenbahnzügen, Lastautos, zu Pferde und zu Fuß strömten Streitkräfte auf Streitkräfte nach dem schwerbedrängten linken Flügel der Franzosen.

Gegen Mittag erhielt Maunoury die Nachricht, sein gesamtes 4. Korps, also sein äußerster linker Flügel, sei vor den Deutschen zurückgegangen bis nach Nanteuil und stehe mit der umgebogenen Front direkt nach Norden. In der nächsten Stunde wuchs die Gefahr der Umklammerung, weil zwischen Crepy und Senlis deutsche Landwehr von Norden her anmarschierte. Maunourys Hilferufe an den Kommandanten von Paris, den General Gallieni, wurden verzweifelt. In den Mittagsstunden des 9. September vollzogen sich auf den Boulevards von Paris seltsame Szenen. Auf Befehl des Kommandanten der Festung hielten Polizisten alle Automobile und Taxameter an. Die vornehmen Damen und geschäftigen Herren mußten aussteigen und den weiteren Weg zu Fuß machen. Die Chauffeure erhielten Befehl, nach den nächsten Kasernen zu fahren, und eine Stunde darauf waren fünfzehntausend Mann auf Automobilen unterwegs nach Nanteuil, um die völlige Umgehung der Armee Maunoury zu verhindern. Aber es gelang nicht, die drohende deutsche Mauer zum Weichen zu bringen. Am Abend des 9. September erschien beim Führer des 4. französischen Korps ein Stabsoffizier, der den Be-

Digitized by Google

fehl des Generals Joffre überbrachte, „de se faire tuer sur place,“ auf dem Platz zu bleiben und zu sterben! Der Schauer des Todes ging durch das schwer zurückgeschlagene, vor der Vernichtung stehende Korps. Keiner der Zuaven und Jäger zu Fuß vor Nanteuil zweifelten am entsetzlichen Ausgang der Dinge. Eine Nacht der stummen Verzweiflung sank über sie herab, und da — in der Morgendämmerung des 10. September bemerkten die französischen Linien zu ihrem maßlosen Erstaunen, daß die deutsche Armee den Rückzug angetreten hatte. Ohne in ihrer übermenschlichen Ermüdung an Verfolgung zu denken, ließen sie sich überwältigen von der immer noch unbegreiflichen Entdeckung, gesiegt zu haben, und brachen, wie das Volk in Paris selbst, in einen hysterischen Jubel aus.

Am Nachmittag des 9. September hatte der Rückzug begonnen. Er wurde so ausgeführt, wie es des deutschen Heeres würdig ist. Auf das ungeheure Schauspiel eines durch nichts gehinderten Vorstürmens folgte das andere, eines vom Feinde ungestörten Rückmarsches in aller Ordnung, wie ihn die Welt noch nie gesehen hatte. In der Nacht vom 9. auf den 10. September wälzte sich die Hauptmacht der 1. Armee durchs Ourcqtal nordwärts. Die französischen Bauern des abgelegenen Waldtals waren aus ihren elenden Hütten heraus die einzigen Zeugen des gewaltigen Meisterstücks der Deutschen. Die Achsen der Protzen waren wohl geschmiert, die Soldaten holten die letzten Kräfte aus ihren Muskeln, und die Riesenschlange der feldgrauen Bataillone wand sich lautlos zwischen den nächtlichen Hügeln und den leise herbstelnden Wäldern von der Marne bis zur Aisne hindurch. Wenn der Mond einmal durch die Wolken brach, dann winkten die dunkeln Züge der niederen Hochebene, aus deren Wiesengründe der Ourcq der Marne entgegenfloß. Dort oben auf den Hügeln warteten schon gegrabene Schützengräben auf die Bataillone der Kluckschen Armee. Aber nach kurzem Rasten ging es weiter. Die stärkste Gefahr war vorbei und der nächste Tag brachte auch die Nachhuten in Sicherheit. Der Gedanke, daß nur gigantische

Digitized by Google

Marschleistungen, mit unerschütterlicher Ruhe vollzogen, die deutsche Streitmacht ungefährdet in ihre neue Stellung bringen konnte, stand auf dem Gesicht des jüngsten Musketiers wie des ältesten Generals geschrieben.

Diese Stellung war der Kranz schwerer Feldbefestigungen, die in den zehn Tagen des Vor- und Rückmarsches Tausende schwieliger Pionierhände gebaut hatten, von den Felsenhöhlen und Steinbrüchen der Aisne über die Höhen von Craonne und das Hügelland von Reims hinweg durch die Champagne bis hinüber zu den Argonnen. Den Bau dieses Festungswalles, in dessen Rücken nun gesichert ganz Nordfrankreich mit seinen unerschöpflichen Hilfsquellen der Industrie wie der Landwirtschaft als deutsches Etappenland lag, konnte eine bis über die Marne zurückgeschlagene französische Armee nicht stören. Und als das Übermenschliche der Vernichtung zweier Armeen, der englischen und französischen mit ihren bunten Sklavendivisionen, durch nur einen Teil des schon auf zwei Kriegsschauplätzen kämpfenden deutschen Heeres sich als unmöglich erwiesen hatte, da war das restlose Gelingen des zweiten deutschen Planes ein Sieg, der dem Sieg der Franzosen um nichts nachstand. Die Schlacht an der Marne war für die Deutschen keine verlorene, sondern eine abgebrochene Schlacht. Und am Ourcq nicht anders als auf dem ganzen übrigen Verlauf der Dreihundertkilometerfront. Das zeigt mit einer nicht zu erschütternden Deutlichkeit der Verlauf der Ereignisse auf den Abschnitten der vier anderen deutschen Armeen.

Mit den Engländern hatte Kluck und auch Bülow zumeist sehr leichte Arbeit. In sehr achtungsvollem Abstand rückten die drei Korps der englischen Armee nur bis zu den Ufern des Grand Morin vor, als Klucks Korps wieder einzeln über die Marne zurückgingen. Am Abend des 7. September betrug die Entfernung zwischen den Engländern und der deutschen Kavallerie noch volle zwanzig Kilometer. French verstieß in nichts gegen die alten Regeln der englischen Kriegskunst, die vor allem die Schonung der eigenen Kräfte vorschreibt und die Inanspruchnahme aller

Digitized by Google

Der strategische Rückzug aus der Schlacht an der Marne.
Front der franz. Armee am 5. Sept. —·—·— Front des deutschen Heeres am Abend des 10. Sept.

Digitized by Google

andern zur Pflicht macht. Erst am Nachmittag des 8. September, als die deutschen Reiterdivisionen mit den letzten Brückenschutzbataillonen sich bei la Ferté-sous-Jouarre über die Marne zurückzogen, war die Zeit für die langen englischen Schiffsgeschütze gekommen. Dort und bei Sancy hüllten die mächtigen Wolkenballen explodierender Granaten die anmutige Flußlandschaft völlig ein. Die Armee von Bülow hatte gleichfalls nur einen Strauß mit den Engländern zu bestehen. Eine Division der berittenen Garde suchte zwischen den Armeen von Kluck durchzubrechen. Sie wurden schwer zurückgehauen.

Bei Sezanne dauerte vom 8. auf den 9. September der erbitterte Kampf zwischen den Truppen Bülows und den Divisionen des Generals Franchet volle achtzehn Stunden lang. Unsere Feldgrauen hatten längs der Landstraße mit Maschinengewehren Aufstellung genommen. Ihre Artillerie bestrich die gegenüberliegende, mit Birken und Buchen bewachsene Anhöhe, von wo die französische Offensive ausging. Der Kampf begann mit einem mörderischen Artillerieduell. Als die französischen Geschütze glaubten, sie hätten die deutschen zum Schweigen gebracht, stürzte sich die rote Woge der französischen Infanterie mit einem Bajonettangriff von dem Hügel herab. In diesem Augenblick begann das Hämmern der deutschen Maschinengewehre hinter der Landstraße. Die Franzosen fielen wie reifes Korn unter der Sichel. Zu alledem standen sie noch unter dem Feuer ihrer eigenen Geschütze. Das 63. französische Infanterieregiment wurde auf diese Weise völlig aufgerieben. Nachmittags gegen sechs Uhr wurde die Stellung von den Deutschen freiwillig geräumt. Der Rückzugsbefehl war eingetroffen. Nur eine deutsche Batterie, zu der der Befehl nicht dringen konnte, weil sie in einem sumpfigen Terrain bei Sezanne isoliert stand, feuerte weiter, obwohl sie schon von allen Seiten vom Feind umringt war. Den ganzen Abend hindurch unterhielt sie ein fürchterliches Feuer auf die Feinde. Erst gegen Nacht verstummte die Batterie, als die letzten Kanoniere erschossen waren. Sie lagen zwischen den Baumstrün-

Digitized by Google

ken, die unsere Braven mit dem schwarzen Kragen unter die Räder gelegt hatten, damit die Geschütze nicht im Schlamm versanken.

Im Zentrum der Schlachtlinie wogte der Kampf in den ersten zwei Tagen unentschieden hin und her. Am 8. September brach die französische Armee unter Franchet auf, um dem über die Marne zurückgehenden Kluckschen Korps in die rechte Flanke zu fallen. Da führte ein Korps der Armee Bülow einen unwiderstehlichen Sturm auf den linken Flügel der Armee Foch bei Soisy aus. Franchet mußte von der Verfolgung abstehen und dem schwer bedrängten Nachbarn sein 10. Armeekorps zur Hilfe schicken. Am 9. September ging ein Korps auf dem linken Flügel der 5. französischen Armee vor. In den Sümpfen von Saint-Gond entwickelte sich eine blutige Schlacht, bei der die Marokkaner bataillonsweise zwischen dem Schilf versanken. Über die trockenen Strecken hinweg wurde die Armee Foch zurückgeschlagen bis nach Connantre und Gourgancon und von dort bis Salon, volle 45 km südlich der Marne.

Die Armee des Schwabenherzogs Albrecht von Württemberg, zusammen mit dem äußersten linken Flügel der Armee von Hausen, hatte der des Generals Langle de Cary gegenüber am 6. und 7. September einen schweren Stand. Ein Korps mußte um mehrere Kilometer zurückgehen, wetzte aber am Abend des 7. die Scharte wieder aus. Ein wildes Ringen tobte den ganzen Tag bis in die späte Nacht auf der ganzen Front der 4. deutschen Armee. Wenn ganze Bataillone der dunkeln Kolonialtruppen niedergemäht waren, stürmten brüllend mit fletschenden Zähnen neue Massen heran. Aber nichts konnte die Sachsen verhindern, die Dörfer Sommesous und Sermais zu nehmen. Eine Steigerung der Kampfwut schien auf beiden Seiten fast unmöglich. Am 9. September gaben die Trompeten gerade das Signal zum Sturm des rechten Flügels der Württemberger auf das Dorf Mailly, als die heißringenden Truppen vom Befehl zum Rückzug überrascht wurden.

Digitized by Google

Die 5. deutsche Armee brachte am 7. September dem Feind auf der ganzen Linie starke Verluste bei. Er wurde von Lahencourt auf Laimont zurückgeworfen. Alle Versuche Sarrails, am 8. September die alten Stellungen zurückzuerobern, scheiterten. Der 9. September verstärkte die bedenkliche Lage des Feindes, der sich schon vollständig in der Defensive befand. Der General Sarrail ließ die Maasbrücken hinter sich sprengen, um die gemeldeten deutschen Verstärkungen am Vormarsch zu verhindern. Gegen Mittag begann die Beschießung des Forts Genicourt, und als abends fünf Uhr das Gebrüll der Mörser verstummte und die deutschen Infanterieangriffe abflauten, da empfanden die bis zur Erschöpfung ermüdeten Truppen der 3. französischen Armee diesen Umschwung wie eine Erlösung.

Das war überhaupt das große Kennzeichen der letzten Stunden des Ringens an der Marne, die erschöpfungsartige Übermüdung der Truppen auf beiden Seiten. Da der Feind nach seinem eigenen Geständnis an Zahl zum mindesten doppelt überlegen war, so war der Befehl zum Rückzug nur eine Tat kühler Besonnenheit und weiser Einsicht. Was geschaffen werden sollte, eine Festungsstellung, die von den zweihundertfünfzig Kilometern des im raschen Vorsturm gewonnenen Landes deren einhundertsiebzig in unantastbare Sicherheit zu bringen hatte, das war geschaffen. Mit der von jeder Überstürzung freien, aber bis zum höchsten Tempo gesteigerten, streng organisierten Schnelligkeit des Vormarsches zogen sich auch Bülows Truppen zurück. Artillerie, Kavallerie, Automobile, fahrende Infanterie und Maschinengewehre hielten die Verfolger auf. Wenn der Feind sie zu fassen glaubte, weg waren sie. Langsamer ging der Rückmarsch bei der 3., 4. und 5. Armee vor sich. War es doch gerade den Armeen des rechten französischen Flügels, die so viel von ihren Kräften in die Entscheidungsschlacht am Ourcq hatten hergeben müssen, nicht so sehr zum Verfolgen. „Nous ne pouvions pas poursuivre, seulement suivre!“ gestanden gefangene französische Offiziere. Am 13. September stand das deutsche Heer

Digitized by Google

in einer Stellung von Compiègne bis hinüber zu den Argonnen. Das reichste Hinterland, Nordfrankreich, Belgien und die Rheinebene, lieferten, was der Pionier, der Artillerist und der Infanterist zum Ausbau brauchten. Mächtige Eisenbahnlinien sicherten die Verbindung mit der Heimat und brachten in wenigen Stunden frische Nahrung und frische Truppen. So erwarteten die angeblich geschlagenen Deutschen den vermeintlich siegreichen Feind, der anstürmte, jubelnd, tapfer, unermüdlich, um endlich nach Monden und Jahren einzusehen, daß man an dieser eisernen Mauer nur eines kann: Die Stirne einschlagen.

Erst als der deutsche Rückzug vollendet war, zeigte es sich, warum dieser nötig gewesen war. Es erwies sich, daß das russische Heer auch durch die Riesenschlacht bei Tannenberg nur an einer leichten Stelle getroffen war. Neue Kolonnen wälzten sich sofort nach der Flucht Rennenkampfs vor Hindenburg gegen Schlesien und brachen in Galizien immer tiefer ein. Es sah dort nicht aus, als ob die Österreicher allein des Feindes Herr werden könnten. Von der italienisch-französischen Grenze kam die Nachricht, daß die Franzosen ihre Truppen dort wegnahmen. Italien ging schon auf den Wegen des Verrats. Was aber auch sonst noch erst nach Friedensschluß bekannt werden mag über die Gründe zum Rückzugsbefehl, das kann nichts ändern an der Tatsache, daß der Rückzug aus der Schlacht an der Marne ein geniales, strategisches Manöver größten Stils und der Sieg der Franzosen ein erst in allerletzter Stunde staunend entdeckter war. Dem „großen Sieg an der Marne" fehlt vor allem das Wesentliche eines wirklich großen Sieges, die überwältigende Zahl unverwundeter Gefangener. Der Jubel der Feinde konnte nur angesehen werden als die Freude über das nicht mehr erwartete Aufatmenkönnen. Und wem vom anderen durch diesen Rückzug das Gesetz des Handelns vorgeschrieben wurde, das beweist der nun bald zweijährige folgende Stellungskrieg aus einer fast unveränderten Front.

Digitized by Google

Der Übergang zum Stellungskrieg.

Die Ereignisse, die dem deutschen Rückzug hinter die Aisne folgten, zerfallen in zwei deutliche, getrennte Entwicklungsreihen: in die gewaltigen Stellungskämpfe längs der beiden Flußufer, die „Schlacht an der Aisne", und in die schweren wochenlangen Umgehungsgefechte auf dem rechten Flügel der Kluckschen Armee, die eine Ausziehung der beiden Fronten bis in den nordwestlichen Winkel des Pas de Calais mit sich brachten.

Erst mit diesem Abschnitt des deutsch-französischen Krieges nahmen die Kämpfe jenen Charakter grimmiger Erbitterung und eiserner Zähigkeit an, wie er anno Siebzig immer nur während weniger Stunden zu beobachten war. Jetzt aber hielt diese Glut des Willens zum Sieg auf beiden Seiten für Wochen und Monate an und wurde auf der Seite unserer Gegner durch ständige Verstärkung von schwarzen, gelben und englischen Truppen genährt. Diese Weißglut der Kampfeshitze hing aber nicht nur damit zusammen, daß die verbündeten Franzosen und Engländer mit ihren wilden Helfern, den Turkos, Senegalnegern und Indiern, um ihr Dasein als Großmächte kämpften und ihr letztes Gut und Blut in die Wagschale warfen, sie war auch bedingt durch den völligen Umschwung, der sich jetzt auch in der offenen Feldschlacht vollzog, nachdem eine gegenteilige Umwälzung im Festungskrieg schon vor aller Augen stattgefunden hatte.

So wie dort die hochentwickelte Technik des Angriffs den Erfolg schon in erstaunlich kurzer Zeit heranreifen ließ, so schob hier die neue Art der Verteidigung die Entscheidung auf lange Fristen hinaus. Im Festungskrieg bekamen die Verhältnisse der offenen Feldschlacht Geltung und umgekehrt. Diese Umkehrung der Dinge kann allein das unter unseren Kämpfern umgehende starke Wort erklären, daß gegen den Krieg von 1914 der Feldzug von 1870 ein Schützenfest gewesen sei.

Der Schützengraben, das rauchlose Pulver und die feldgraue Uniform haben zusammen mit der alten Schlachtenromantik auf-

geräumt. Das Zeitalter der Technik hat auch im Kriege die Übermacht sachlicher Nüchternheit bewiesen. Stacheldrahtzäune als Hindernisse und über mannshohe Gräben als Schutz wären früher als unsoldatisch und unkriegerisch empfunden worden. Aber die Wirkung der Haubitzen und Maschinengewehre hat die Kriegsleute der Gegenwart bescheidener gemacht. Auch in der Feldschlacht sind die Menschen abhängig geworden von den von ihnen selbst erfundenen Maschinen. Die Erde, die den Gefallenen die letzte Ruhestatt bietet, wurde auch von den Lebenden als stärkste Beschützerin aufgesucht. Die alte Sage vom Riesen Antäus, der nur stark war, so lange er Boden unter den Füßen hatte, bekam eine neue Bedeutung durch die Heeresmassen, die während der Schlachten bis an die Helmspitzen in der Erde verschwanden und wieder auftauchten und wieder verschwanden. Die Zeit der herrlichen Fronten mit den wehenden Fahnen war vorbei. Farbige Schlachtenbilder, wie sie noch im Siebziger Krieg so häufig waren, wo ganze Bataillone stehend aufeinander feuerten, gehören jetzt in die Zinnsoldatenstrategie. Feldherrnhügel, besetzt mit einem Stab von Generalen auf edlen Schimmeln mit wehenden Reiherbüschen, gibt es nur noch in den Geschichtsbüchern vergangener Kriege. Solche malerischen Prunkstellungen wären bald gesäubert gewesen.

Das Gewehr, das bis dahin die deutsche Hauptwaffe war, bekam einen ebenbürtigen Kameraden in dem Spaten. Den Verlust des Gewehrs mit dem aufgepflanzten Seitengewehr konnte man jetzt sogar eher verschmerzen, als das Abhandenkommen der kurzen Grabschaufel. Nicht selten haben die Lanzen gefallener feindlicher oder eigener Kavalleristen das Bajonett beim Sturmangriff ersetzt. Der Spaten aber war, wenn es sich darum handelte, sich maulwurfsartig an den Feind heranzuwühlen, schlechthin unentbehrlich. Der Spaten siegte über die Granaten.

Die Feldbefestigungen im Aisnetal waren durchweg so angelegt, daß sie sich in ihrem Verlauf der Bodenformation eng anschmiegten. Nie entschied hier das System, sondern der Sinn

Digitized by Google

für das natürlich Gegebene. Die Höhen mit den heiteren, zu ihren Füßen liegenden Dörfern, zwischen denen sich der Fluß in anmutigen Windungen hinschlängelte, erhoben sich selten über 200 Meter. Wiesenhänge, Laubwald und Rebhügel gaben in reicher Abwechslung, zusammen mit der starken Gliederung der Bodenwellen, dem Landschaftsbild viel lebendige Bewegung. Gewaltige Steinbrüche bildeten natürliche Festungen auf weite Strecken hin. Häufig traten die Hügel bis nah an das Flußufer heran, und buschige Felsnasen standen wie Bollwerke in das Tal hinein, von denen sich der Flußlauf nach beiden Seiten leicht bestreichen ließ. Was die Natur nicht willig bot zur Verteidigung, das wurde ihr mit dem Spaten abgerungen.

Die deutschen Schützengräben unterschieden sich von den französischen besonders dadurch, daß sie sehr tief, mindestens bis zu zwei Metern, in den gewachsenen Boden hinabgingen und auch an der Brustseite den gewachsenen Boden als Deckung benützten. Die Franzosen gruben sich nur halb in die Erde und warfen an der Brustwehr Wälle auf. Das ist ein rascheres, aber kein so wirksames Verfahren. Die Widerstandsfähigkeit des mit Rasen überdeckten Bodens ist viel größer als die der aufgeschütteten Erde. Die lichte Weite der deutschen Schützengräben betrug selten mehr als 60 cm. Der vordere Rand des Bodens war so ausgestochen, daß der in dem 2 m tiefen Graben auf einem Tritt aus Holz oder Erde stehende Schütze auf der rechten Seite eine Armstütze beim Gewehrauflegen fand. Das war auch der Platz für die Patronenrahmen. Je nach der Art des Bodens befanden sich vier bis zehn solcher Schützenstände in einer Abteilung, die von der nächsten Abteilung durch einen starken, nach rückwärts laufenden Erdpfeiler getrennt war. Dieser Pfeiler wurde, an die Brustwehr des Schützengrabens anschließend, in gewachsenem Boden nach hinten zu stehen gelassen und bildete als Schulterwehr, hinter der herum der Graben zur nächsten Abteilung geführt wurde, einigermaßen Schutz gegen Geschützvolltreffer, die links oder rechts im Graben platzten. Der eigentliche Aufenthalt der

Digitized by Google

im Schützengraben liegenden Soldaten war der Unterstand. Dieser wurde nach vorn in die Brustwehr eingegraben, mit Balken und Brettern versteift, mit Stroh gepolstert und auch nach oben häufig genug, wenn sie da waren, mit einer starken Decke aus Dielen, T-Trägern oder unbehauenen Stämmen versehen. Das Hindernis, das das Herannahen des Feindes an den vordersten Schützengräben unmöglich machen oder verzögern sollte, war immer aus Stacheldraht hergestellt und bei einer Breite von 6 und 10 m in einer Entfernung von 25 bis 40 m vor den Graben vorgeschoben. Die Drähte waren mit Glöckchen oder Konservenbüchsen behängt, die das feindliche Hantieren am Drahtverhau während der Nacht verrieten.

Keine militärische Vorschrift regelte die Länge des Schützengrabens. Mancher von ihnen führte kilometerweit durch Wiesen, Dörfer, Äcker und Wälder. Mancher war nur das am meisten vorgeschobene kurze Stück einer neuen Stellung, die von immer in der Erde bleibenden Gräbern an den Feind herangeführt wurde.

Dieses Sichheranwühlen an den Feind nennt der Pionier, zu dem auch der Infanterist im Schützengrabenkampfe werden muß, den Sappenangriff. Bei dessen Beginn ordnet der Kompagnieführer die Richtung der Sappen an, die nicht geradlinig, sondern im Zickzack an den Feind herangeführt werden. Der erste Pionier als Vorarbeiter schiebt aus dem Graben einige mit Sand gefüllte Säcke, von denen eine reichliche Zahl mitgeführt wird, nach vorn, baut sich damit, auf dem Bauche oder Rücken liegend, eine Brustwehr, und beginnt ungefähr einen halben Meter den Boden auszugraben. Der zweite, hinter ihm kniende Pionier vertieft den Graben bis Kniehöhe, der dritte bis Manneshöhe, die dahinter arbeitenden Infanteristen verbreitern den Graben, so daß der Verkehr in dem neuen Graben vom Feind nicht überschaut werden kann. Während des Bauens wird das Feuergefecht aus dem Schützengraben weitergeführt und durch Minenwerfer verschiedenen Kalibers unterstützt. Denn mittler-

Digitized by Google

weile kann man jetzt im feindlichen Graben Unterstände mit Holz oder zum Teil mit Eisenschienen eingedeckte Unterstände und Beobachtungsstände erkennen.

Nachdem in dieser Weise gearbeitet wurde, sind die Sappen auf ungefähr 10 m an die feindliche Stellung herangekommen, sind rechts und links verbreitert und zur Schützenstellung für ungefähr eine Gruppe ausgebaut. Unter dem Schutz dieser so vorgeschobenen Gruppen springt nunmehr die Kompagnie bei dem befohlenem Sturm mit aufgepflanztem Seitengewehr und Handgranaten vor; voran Leute mit Schutzschildern, Pioniere mit Handgranaten, und nun beginnt ein Kampf, Mann gegen Mann. Von der Schußwaffe wird wenig Gebrauch gemacht, desto mehr aber wird mit Kolben und Seitengewehr gearbeitet.

In dieser harten Schule des Schützengrabenkampfes haben sich die Kerntruppen der deutschen Armee herangebildet, die vom dritten Kriegsmonat an als die „Kriegsknechte" überall bekannt und für alles zu haben waren, wo es ganz schwer herging. Nun war's vorbei mit der stürmenden Begeisterung der ersten Wochen. List und Ausdauer, Kraft und Geduld, Zähigkeit und Todesverachtung entschieden jetzt. In Höhlen eingegraben, denen die berühmte Gulaschkolonne der Feldküche sich wegen des feindlichen Eisenhagels oft tagelang nicht nähern durfte, lebten unsere Feldgrauen gar manchesmal nur von Rüben, die sie des Nachts kriechend aus den Äckern holten. Schmutzig, verwildert, hungernd und dürstend kannten sie Tage und Wochen nur eins: sich in ihrer „Burg" nach Möglichkeit nur zu schützen gegen die feindlichen Granaten und immer so bei Kräften zu bleiben, daß der Befehl zu einem Sturmangriff keine unangenehme Überraschung, sondern eine stürmisch begrüßte Erlösung war.

Entsetzliche Geschehnisse unterbrachen den oft gar eintönigen Kampf zwischen den Schützengräben an der Aisne.

Es war in den letzten Septembertagen auf dem rechten Flügel der Klückschen Armee. Die Unseren hatten schon drei Tage vor-

Digitized by Google

her den Fluß überschritten und lagen auf kaum 250 m dem Feind in Gräben gegenüber. Aber ein mehrstündiger Granatregen aus unsichtbaren Feuerschlünden während der Nacht hatte nach Ansicht der Franzosen unsere Feldgrauen derart ermattet, daß der Feind glaubte, im Morgengrauen einen Sturmangriff wagen zu können. Seine Infanterie kam heran in breitem Schwarm. Unsere Schützenlinie regte sich nicht. Da plötzlich, als die Franzosen mitten im Drahtverhau sich durchzudrücken versuchen, blitzt unser Feuer aus Hunderten von Flinten. Die deutschen Gräben speien Verderben, und aus allen Schlünden und Schleusen wettert der Tod. Was noch laufen kann, eilt zurück, aber die Mehrzahl der Franzosen bleibt tot oder schwerverwundet, oft querliegend, oft von platzenden Handgranaten mit den Beinen nach oben gekehrt, in den Stacheldrähten hängen. Hunderte schrien und wimmerten stundenlang in dem Drahtgewirr, ohne daß unsere Leute ihre Leiden hätten lindern können. Denn wenn sie sich, vom Jammer getrieben, um den Gemarterten Hilfe zu bringen, nach vorn wagten, wurden sie von den Franzosen mit einem wütenden Geschoßhagel überschüttet.

Die menschliche Natur ist aber derart auf Abwechslung eingestellt, daß selbst die Schrecken des Befestigungskampfes an der Aisne für Stunden und Tage einem kriegsidyllischen Leben Platz machten, das sich nicht nur in den Wohnhöhlen der Unseren unter fröhlichem Gesang, Erzählen und den Klängen der Harmonika abspielte, sondern auch häufig zu einem freundnachbarlichen Verkehr zwischen den vordersten, einander oft nur auf Hörweite gegenüberliegenden feindlichen Schützengräben führte.

Manche Bedürfnisse waren für Freund und Feind auf dem gleichen beschränkten Raum von gleicher Wichtigkeit. So z. B. das Wasserholen zum Kaffeekochen, das Abernten von Rübenfeldern, das Graben von Kartoffeln, das Einholen von Heu noch nicht eingebrachter Heuschober und vieles andere. Zunächst erledigte man unter stillschweigender Vereinbarung diese Arbeiten so, daß aus beiden Gräben zu gleicher Zeit Soldaten sich an der

Digitized by Google

Quelle oder an ähnlichen Stellen unbewaffnet trafen. Wurde nun von einer Seite geschossen, so war auch der Freund in Gefahr, getroffen zu werden. Später ging man weiter und zeigte durch einen auf einer Bajonettspitze hochgehobenen Zettel aus dem Schützengraben heraus dem Feind an, daß man eine wichtige Mitteilung zu machen wünsche. Der Zettel wurde dann an einem Baum, der bald den Namen „Briefbaum" bekam, angeheftet, ohne daß die Gegner auf den Briefträger schossen. War er in seinen Schützengraben zurückgekehrt, dann holte der feindliche Postillon den Brief ab, auf dem um eine einstündige Waffenruhe wegen der Feier eines Geburtstagsfestes oder um ähnliches gebeten wurde. Der feindliche Schützengraben gab durch Rufen sein Einverständnis kund. Ein Bruch solcher vertraulichen Abkommen, der aber kaum einmal vorkam, wäre schwer gerächt worden.

Dieser Briefverkehr dehnte sich aber auch oft auf freundliche Aufforderungen zur Übergabe aus. Die Deutschen sicherten dafür zwar keinen Lohn, aber gute Behandlung zu, worauf die Franzosen im Galgenhumor ihres Hungers mit märchenhaften Speisezetteln ihrer angeblichen täglichen „Menus" antworteten. An eine wirkliche Übergabe als Folge solcher Schützengrabenkorrespondenz dachten die Schreiber wohl selbst keinen Augenblick. Es war mehr auf eine beiderseitige grimmige Neckerei abgesehen, die sich auch häufig genug in vertrauten, aber durchaus nicht salonfähigen Zurufen Luft machte. Die Gegner hatten sie sich im wochenlangen Verkehr auf so nahe und doch ängstlich gewahrte Distanz abgelauscht.

Zu den Arbeiten über der Erde, bei denen man sich gegenseitig nicht störte, gehörte auch das Wäschetrocknen. Denn die Qual des Schmutzes auf dem eigenen Leib wurde bei Freund und Feind als ein noch größeres Übel, denn eine ehrliche Wunde empfunden. War aber die Brief- oder Waschpause vorbei, so genügte ein unvorsichtiges und neugieriges Herausstrecken des Kopfes über den Rand des Schützengrabens, um im nächsten

Digitized by Google

Augenblick mit einer Kugel im Schädel von allen Sorgen befreit zu sein.

Wenn einmal ein paar Tage lang auf beiden Seiten dem Frieden nicht mehr recht getraut wurde und das gegenseitige Mitteilungsbedürfnis doch nicht einschlief, dann verwandte man als Postillone allerhand Getier. Und wurde dann ein alter Ziegenbock oder ein kleines Ferkel mit einem Brief am Schwanz, dessen Inhalt sich nicht immer zur öffentlichen Wiedergabe eignete, mit Steinwürfen in die französischen Schützengräben getrieben, so kam zu dem Vergnügen noch der Hohn der Großmütigen, die dem Feind auch einmal etwas zum Nagen zukommen lassen wollten.

Aber genug davon!

Die Schlacht an der Aisne war mehr als eine Reihe von Abenteuern heiterer und tragischer Art, die sich auf der „neutralen Zone" zwischen den vordersten Schützengräben abspielte. Sie war vor allem ein gewaltiges, auch nicht durch die Nächte unterbrochenes Ringen um die Flußübergänge. Gefechte, die sich gleich nach dem deutschen Rückzug auf den Wellenzügen der zerstampften Äcker, hinter den verstaubten und zerschossenen Büschen der Flußniederungen und an den lichten Waldrändern der Aisnehügel entwickelten, waren nur die Einleitung zu den schweren Umgehungskämpfen auf dem rechten Flügel. Aber sie waren auch für sich schwer genug.

Am 10. September hatten die Deutschen den Fluß überschritten und am Norduser der Aisne eine feste Stellung mit schwerer Artillerie eingenommen. Von Osten waren die Spitzen der Türme von Soissons sichtbar. Die Brücken waren alle abgebrochen, und da unsere Braven mit den schwarzen Kragen an der feldgrauen Uniform den ganzen Flußlauf mit ihren leichten und schweren Geschützen beherrschten, die gegenüberstehenden Engländer aber unter allen Umständen den Übergang erzwingen wollten, entspann sich am 16. September ein mörderischer Artilleriekampf, der in seinem Verlauf besonders deutlich aus englischen Berichten bekannt wurde. Das Flußtal war bald zu einer

Digitized by Google

Hölle geworden; von einer Höhe zur anderen donnerten die großen Geschütze. In den Reihen der Engländer platzten die Granaten unserer 21 cm-Haubitzen, und über den deutschen Stellungen verbreiteten sich die grünlichen Rauchschwaden der Lyddit-bomben, die die Engländer aus ihren Schiffsgeschützen herüberschleuderten. Auf besonders gebauten Wagen führten die Engländer Hunderte von Pontons an das Flußufer, aber es gelang ihnen kaum einmal, eines der Schiffe ins Wasser zu bringen. Ein Hagel von Geschossen aus den deutschen Haubitzen, den Maschinengewehren und aus den Flinten der Infanterie zerschlug alles auf dem jenseitigen Ufer zu einem Brei von Holz, Stahl und Menschenleibern. Immer neue englische Truppen nahmen die Arbeit der Gefallenen auf. Es war umsonst, sie teilten nur das Schicksal ihrer Vorgänger. Den ganzen Tag über tobte die Schlacht, und darüber wiegten sich die Riesenvögel der deutschen und englischen Flieger in der Luft und meldeten jeden Stellungswechsel feindlicher Geschütze der eigenen Artillerie. Da gelang es bei Einbruch der Nacht den Engländern, auf einem stehengebliebenen unbeschädigten schmalen Steg den Übergang zu bewerkstelligen. Aber der Übergang war noch kein Sieg. Die deutschen Scheinwerfer suchten die ganze Nacht hindurch mit ihren weitschauenden Riesenaugen den Flußlauf ab, und unsere Truppen machten gegen Morgen, nachdem sie im Schutz der Dunkelheit Verstärkungen bekommen hatten, einen furchtbaren Sturmangriff. Der endete mit dem Rückzug der Engländer und mit der Verfolgung des Feindes. Die britischen Söldnerscharen kämpften wie verzweifelt, aber sie wurden Schritt um Schritt zurückgedrängt, und nach sechsunddreißigstündigem Kampfe konnte an das Hauptquartier der Sieg von Soissons über die Engländer gemeldet werden.

Der gleiche Tag zeitigte einen neuen Schlag in der Reihe der Kämpfe, die sich von der Aisne rasch in nordwestlicher Richtung gegen die Küste hin entwickelten. Joffres Taktik bei seiner zweiten Offensive war, ganz wie es die Übermacht des noch ein-

Digitized by Google

mal gesammelten Heeres nahelegte, auf Umgehung des rechten deutschen Flügels berechnet. Kluck antwortete mit der sogenannten offensiven Defensive, die sich zunächst darauf beschränkte, durch gleichmäßige Ausdehnung der Front nach Westen hin alle Umgehungsmanöver zu parieren. Bei der außerordentlichen Marschtüchtigkeit der deutschen Truppen war das keine zu schwere Aufgabe. Zwar gelang es den Franzosen, durch ungestüme Angriffe in den Waldwinkeln zwischen der Oise und der Aisne die deutsche Flügelarmee zu immer neuen Bewegungen und Windungen zu nötigen, aber auch diesmal, genau wie in den Tagen der ersten französischen Offensive, merkten die Generale Joffres zu spät, daß aus dem Verfolgungszug, den sie glaubten antreten zu können, eine schwere Niederlage wurde.

Am gleichen Tage, wo die Engländer bei Soissons das Wasser der Aisne rot färbten, war die strategische Truppenverschiebung vom deutschen linken nach dem rechten Flügel in aller Stille vollendet worden, und General v. Kluck wußte sich stark genug, den Stiel umzukehren und aus der angreifenden Defensive eine reine Offensive zu machen.

Wenige Kilometer südlich von Noyon brachte er das 13. und 4. französische Armeekorps und eine Artilleriedivision zum Stehen und schlug nach mehrstündigem Geschützkampf den Feind im allgemeinen Sturmangriff vernichtend. Die Franzosen waren, seitdem sie die Verstärkung ihrer gutschießenden, aber zu schwachen Artillerie durch englische Geschütze bekommen hatten, von ihrer artilleristischen Überlegenheit überzeugt. Der Tag von Noyon belehrte sie auch hierin eines anderen. Noch nie in einer Schlacht waren die Lüfte so erfüllt von dem Brausen und Heulen der deutschen Granaten, die 4 km hoch ihre Himmelsbrücken bis zum Feinde schlugen und dort ganze Kompagnien wegfegten, wie bei Noyon. Säulen emporgeworfener Erde, vermischt mit menschlichen Gliedmaßen, stiegen hoch wie Pappeln in den Reihen der Franzosen auf und sanken fontänenhaft in sich zurück. Unsere Artilleristen funkten, daß es eine Pracht war. Der heulende

Digitized by Google

Granatengesang brachte die Reihen der französischen Divisionen in panische Verwirrung. Nur eine französische Batterie, die auch unsere tollkühnsten Flieger nicht entdecken konnten, richtete entsetzlichen Schaden an unseren feldgrauen Regimentern an. Aber wie eine aussöhnende Rache war es, daß gerade diese Geschütze, wohlversteckt hinter einem dünnen Gehölz, beim Sturm von den Unseren genommen wurden, nachdem sich ihre Bemannung bis zum Schluß heldenhaft gewehrt hatte.

Beim Beginn des Rückzugs von der Marne hinter die Aisne nahm das deutsche Heer eine Frontbreite von 160 km ein. Nach der Schlacht von Noyon betrug sie bereits 210 km und dehnte sich im weiteren Verlauf der Kämpfe, die nur noch mit geringem Recht unter dem Sammelnamen der Schlacht an der Aisne einbegriffen werden, bis auf 250 km aus. Wenn man bedenkt, daß die breitesten, etwa 150 bis 200 km betragenden Schlachtfronten in der Weltgeschichte die von Mukden im russisch-japanischen Krieg und die von Lothringen zu Beginn des jetzigen Weltkriegs waren, so kann man sich eine Vorstellung von den Truppenmassen machen, die jetzt zwischen der Maas und dem Küstenland des Atlantischen Ozeans gegeneinander drängten.

Im letzten Drittel des September führten die fast gleich starken Bemühungen der feindlichen Heere zur Umklammerung des Gegners in der Richtung der genauen Kräfteresultante auf der gleichen Geraden von Soissons über Noyon nach Roye und Albert, der nordöstlich von Amiens liegenden kleinen Stadt.

Schon einmal waren beim deutschen Vormarsch aus Belgien durch Nordfrankreich die Bewohner von Albert mit den deutschen Truppen bekannt geworden. Eine Ulanenabteilung hatte dort in der letzten Augustwoche eine Brücke über das kleine Flüßchen Ancre gesprengt, an dem Albert liegt. Diesmal wurde es eine weit ernstere Bekanntschaft. 35 km südlich von Albert liegen die Höhen von Roye und zwischen diesem und Albert die Hügel von Fresnoy. Diese Höhen, die nur deshalb so genannt werden, weil sie sich in einem fast tellerflachen Land kaum über 60 m

Digitized by Google

Höhe erheben, sperrten die wichtigen von Süden und Westen nach St. Quentin führenden Straßen und beherrschten die wichtigsten Brücken über die Ancre und die Avre. Sie wurden am 30. September von den deutschen Truppen im Sturm genommen.

In erschöpfenden Märschen versuchte der französische linke Flügel diese Siege durch eine mit großen Verstärkungen ausgeführte neue Umgehung unwirksam zu machen. Der Versuch mißlang. Anstatt dessen rückten die beiden Heere voreinander parallel nordöstlich und südwestlich über die Stadt Albert hinaus. Schon am Samstag, den 26. September, hatte General v. Kluck beschlossen, einen Keil in die Front der Verbündeten zu treiben. Die Spitze des Keils war die Stadt Albert. Während des Sonntags verließen die Bewohner von Albert in voller Flucht ihre von französischen Truppen ganz besetzte Stadt in der Richtung nach Amiens. Drei Tage lang dauerte die Schlacht, während der fast der ganze Ort durch Artilleriefeuer vernichtet wurde. Am Mittwoch, den 30. September, vollendete die Kluckſche Armee das begonnene Werk durch den allgemeinen Sturm auf die feindlichen Linien, und nur der fluchtartige Rückzug der Armee der Verbündeten rettete die westlich von Albert stehenden französischen Divisionen davor, abgeschnitten zu werden.

Diese Schläge konnten auch den kindlichsten Optimismus der Franzosen nicht mehr länger daran zweifeln lassen, daß es mit der zweiten Offensivbewegung des französischen Heeres aus war und daß die Tage der zweiten Defensive begannen. Das war um so schmerzlicher für den Feind, als der eigentliche Sinn der ständigen Umgehungsversuche der Franzosen klar genug war.

An der Scheldemündung hatte ein deutsches Heer Antwerpen eingeschlossen und den Angriff auf die äußere Fortslinie eröffnet. Im Festungsgürtel kämpften Zehntausende von Belgiern den Verzweiflungskampf. Berechtigt genug waren die belgischen Vorwürfe über die ausbleibende Hilfe der französischen Armee schon gewesen. Jetzt galt es, das Schild der „grande nation" blank zu putzen und Antwerpen zu entsetzen. Vergeb-

Digitized by Google

lich! Die Deutschen standen wie eine Mauer. Am 5. Oktober, nachdem die wichtigsten Außenforts von Antwerpen schon gefallen waren, mußte das große Hauptquartier der verbündeten Franzosen und Engländer, der Not gehorchend, den kleinlauten Schlachtenbericht ausgeben:

„Auf unserer Linie dauert die Schlacht an. Das Ergebnis ist unentschieden, doch haben wir an einigen Punkten zurückgehen müssen."

Das war der Schlußpunkt der Schlacht an der Aisne, die im strategischen Sinne unentschieden geblieben ist, aber insofern, als zum zweiten Male in diesem Krieg aus der französischen, zwar groß gedachten, aber schlecht durchgeführten Offensive ein unverhüllter Rückzug wurde, nicht auf die Seite des französischen Haben gebucht werden kann.

Mit dem Fall von Antwerpen war, soweit auseinander die beiden Schlachtfelder in Belgien und Frankreich auch lagen, die Schlacht an der Aisne, wenn auch nicht klar entschieden, so doch beendigt. Aus den Rückzugsgefechten der flüchtenden Antwerpener Besatzung und aus den letzten Reiterscharmützeln der Umgehungskämpfe im Pas de Calais entwickelte sich die zweite moderne Riesenschlacht um Feldbefestigungen auf dem westlichen Kriegsschauplatz, die Schlacht in Flandern.

Digitized by Google

Der Kampf um die Maasfestungen.

Die Millionen, die die Franzosen bei den Vorbereitungen zur großen Revanche für 1870 in Nordfrankreich im Vertrauen auf Belgien sparten, verwendeten sie dazu, die natürliche Festungsmauer der lothringischen Rippen und der Vogesen von Verdun bis Belfort mit Werken der modernsten Befestigungskunst zu krönen. Sie haben in der Welt nicht ihresgleichen.

26 befestigte Plätze panzern den Bergwall der französischen Ostgrenze. Zwischen Verdun und Toul und zwischen Epinal und Belfort, den vier Hauptfestungen, bilden starke Forts die sperrenden Kettenglieder. Nur zwischen Toul und Epinal ist ein breiter Raum zwischen dem lothringischen Tafelgebirge und dem elsässischen Bergland freigelassen worden. Es handelt sich hier um eine Riesenmenschenfalle, die sich durch die Besatzung des Festungsdreiecks Toul-Epinal-Langres sofort schließen würde, wenn der Feind es sich beikommen ließe, die einladende Lücke als Einfallstor nach Frankreich zu benützen.

Zwar liegt ganz weit gegen die deutsche Grenze vorgeschoben Manonviller, das die Franzosen nie unterließen, als stärkstes Sperrfort der Welt auszurufen. Aber es sieht fast aus, als hätte

Digitized by Google

der französische Generalstab dieses starke, aber auch sehr stark isolierte Werk nur errichtet, um die dahinterliegende Falle zu maskieren und das deutsche Heer zu einem Durchbruch geradezu zu reizen. Aber das war umsonst. Manonviller fiel schon in den ersten Tagen nach der Schlacht von Lothringen. Doch anstatt nun hineinzustürzen in das Loch des „forêt des Charmes", des Waldes der Reize, wie er merkwürdigerweise heißt, und sich von drei Seiten zugleich einschließen zu lassen, war die deutsche Armee barbarisch genug, dem französischen Generalstab diesen Gefallen nicht zu tun. Sie konzentrierte sich anstatt dessen da, wo der stärkste Widerstand niederzuzwingen war, vor den Sperrforts zwischen Toul und Verdun.

Wenn man sich der Riesenaufgabe bewußt werden will, die die deutsche Armee dort zu lösen hatte, dann muß man sich das Landschaftsbild des ganzen Strichs zwischen Verdun und Toul vor Augen führen. Denn lange vor den Franzosen haben die Urkräfte des Erdballs an jenen Festungsmauern gebaut, deren Einnahme eine der schwersten Arbeiten dieses schweren Krieges darstellte.

Wer vor Metz vorbei an den alten Schlachtfeldern, auf denen die Toten von 1870 die jungen Truppen von 1914 grüßten, der französischen Festungskette zufährt, der ist immer wieder von neuem verwundert über die eigentümliche Vielgestaltigkeit der Landschaft.

Die Spiegel der lothringischen Flachlandseen stehen in dem stärksten Gegensatz zu den romantischen Bergufern des Moseltals.

Die vom Kriegsgott zerstampften leichtwelligen Äcker der französischen Kornkammer des Woëvre werden beherrscht von den steil dahinter aufsteigenden Wänden der Côtes Lorraines.

Die stark mitgenommene Friedsamkeit der Seenplatte mit den zahllosen Dörfern und den vielen krummen Wegen kontrastiert schroff mit den von Forts gespickten und von schnurgeraden, breiten Straßen durchschnittenen Bergwäldern. Hier ist

Digitized by Google

die Natur geradezu vergewaltigt worden von rein strategischen Endzwecken, und dort breitet sich ein weites Gefilde, dem auch die lange Kriegsdauer nicht den Charakter schwerer Fruchtbarkeit hat nehmen können. Man ahnt, daß man sich hier in einem Land besonderer Art befindet. Es ist das Land der lothringischen Rippen.

Diese Felsrippen stellen geologische Stufen der Juraformation dar, beginnen schon in Deutsch-Lothringen, und eine davon, die dritte, bildet von Mézières bis gegen den oberen Seineverlauf die Wasserscheide zwischen Mosel und Maas. Ihre Form ist am besten zu erkennen aus ihrem Namen. Sie wird gerade zwischen Toul und Verdun „La Côte", die Küste, genannt. Wie eine steile Wasserkante fällt sie nach Osten mit einem schroffen Steilrand gegen die Ebene ab. Gegen Westen zu flachen sich die Rippen in schwacher, gleichmäßiger Neigung ab, bis sie in das Pariser Becken verlaufen.

Wer schon einmal beim Eisgang auf großen Flüssen gesehen hat, wie sich dicke Schollen übereinander gegen das Ufer hinschieben, mit scharfen Rändern und nach hinten geneigten Oberflächen, der hat ein Bild von der Lagerung der Kalktafeln der Maasberge. Da, wo zwei Rippen in ihrem Verlauf nahe aneinander herantreten, wie z. B. bei Toul, da sind alle natürlichen Vorbedingungen zu gewaltigen Festungen gegeben, deren Höhen das Land weithin in allen Richtungen beherrschen können. Nicht sehr hoch, sind die Maasberge, landschaftlich betrachtet, nüchtern und von einer reizlosen Herbheit. Die grellroten Dächer der kleinen Dörfer längs der langweilig dahinfließenden Maas, die zur Erzielung eines rascheren Laufs auf weite Strecken kanalisiert ist, erhöhen das Unmalerische der Landschaft.

Hier hatte überall Gott Mars das letzte Wort, und die Strategie war Trumpf! Es ist kein Zufall, daß so viele französische Bauern aus den Maasbergen ostwärts nach Deutschland, anstatt westwärts ins eigene Land geflohen sind. Die Rücksicht auf die Landesverteidigung hatte die Bevölkerung nie zum Aufatmen

Digitized by Google

kommen lassen, und gerade der Bauer der „Côte“ hat immer schwer unter der Fortifikation der ganzen Bergkette gelitten.

Wie ein Märchen aus alten Zeiten hat noch vor nicht allzuviel Jahren vor dem Krieg das Städtchen St. Mihiel in dieser herben Landschaft an der Maas zwischen Toul und Verdun gelegen. Schöne, alte Häuser mit Erkern und Giebeln, stimmungsvolle Brunnen und ehrsame Gasthöfe mit Namen, wie sie in lieben, deutschen Weinstädtchen auch nicht schöner zu finden sind, waren in dem kleinen Rentnerneſt nicht selten. Aber es ist eine reine Soldatenstadt geworden, überkrönt von dem waffenstarrenden Fort Camp des Romains, und die zehntausend Einwohner verschwanden unter einer mehr als zweimal so starken Garnison.

Dieser schon von den Römern als Befestigung ausgebaute Hügel südlich von St. Mihiel war der erste unter den deutschen Anstürmen eingedrückte Riegel der langen Festungsmauer.

Als einziges Fort in der Kette der 26 Befestigungen von Toul bis Belfort hielt sich das Römerlager St. Mihiel unter deutscher Besatzung lange wie ein kühner Eindringling. Seine Eroberung war die Waffentat bayrischer Regimenter, besonders des Regiments „von der Tann“. Das war aber folgendermaßen gekommen:

Der 12. September hatte auch den bayrischen Regimentern die Bitterkeit des allgemeinen strategischen Rückzugs jener Tage nicht erspart. Über die abgeräumten Schlachtfelder Lothringens zogen sie sich in strömendem Regen in den Schutz der Forts von Metz zurück. Aber schon am 17. September ging ein frohes Raunen durch die Kompagnien, das der Vorbote des Befehls zum Vormarsch war. Am 18. September zogen die Bayern wieder über die Reichsgrenze nach Frankreich hinein. Am andern Tag stellte die Vorhut den Feind vor dem Dorf St. Benoît fest. Der schien es indessen nicht so rasch auf Kampf abgesehen zu haben, denn er zog sich in der Richtung auf Vigneulles und Hattonchâtel zurück.

Hier, am östlichen Rand der Maasberge, wehrte sich der

Digitized by Google

Feind aber in den Tagen des 20. und 21. September ganz gewaltig. Am Nachmittag des 20. brachen die Bayern aus dem Wald von St. Benoît zum Angriff vor, während man aus Südosten bei Thiaucourt die Kanonen der badischen Regimenter donnern hörte. Ein wahrer Eisensturm empfing sie aus den französischen Geschützen, die in und hinter den beiden Dörfern aufgestellt waren. Da eröffneten die deutschen Haubitzen zuerst ihr Feuer auf die feindliche Artillerie. Am Abend standen Vigneulles und Hattonchâtel in Flammen. Aber noch die ganze Nacht hindurch wütete ein heftiges Infanteriegefecht in Hattonchâtel, wo die Franzosen aus drei von den Granaten verschont gebliebenen Häusern wie besessen auf die Unseren schossen. Die Häuser mußten einzeln gestürmt werden, und erst die aufsteigende Morgenröte brachte die Entscheidung. Die Dorfstraßen waren übersät von Leichen, und was an Franzosen noch lebte, etwa 100 Mann, wurde gefangen genommen.

Nun schien erst die schwerste Arbeit zu beginnen, die Erstürmung des mit dem Dorf Hattonchâtel gleichnamigen Gipfels der Maasberge und des einsamen Bergkegels bei Creue, der das Tal weithin beherrschte. Aber zu ihrem großen Erstaunen fanden die Bayern alle Wege frei, und die Einnahme der wichtigen Höhen war mehr ein schöner Spätsommerausflug als eine Erstürmung. Nur gegen Abend kam es zu kleinen Rückzugsgefechten mit der Nachhut der Franzosen. Am 22. September rückte das Heer bis Savonnières, einem anderthalb Wegstunden von St. Mihiel entfernten Dorf, dessen hügelige Umgebung sich als besonders günstig für die Aufstellung der 28 cm-Mörserbatterie und des großen 42 cm-Geschützes erwies.

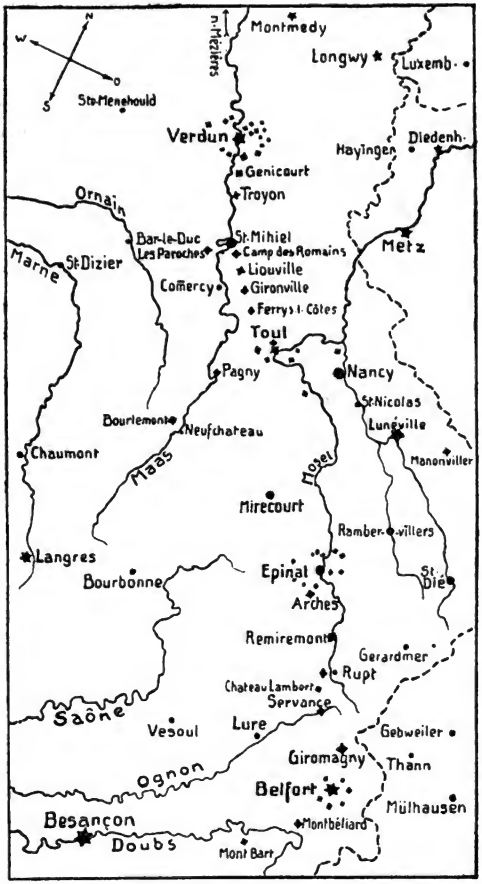
Am gleichen Tag noch, als die Dorfuhr drei schlug, ging über dem Wald ein Fesselballon hoch, und bald darauf donnerte der erste Mörser hinüber nach dem Fort. Schon der dritte Schuß saß, und dann brach aus den Rachen der Haubitzen und des großen Brummers der Orkan über dem Fort Camp des Romains los. Bis in die Nacht des 24. September dauerte die

Digitized by Google

Beschießung. Am gleichen Abend waren die Pioniere und Infanteristen durch die Bergwaldungen und über Schützengräben bis zum Waldrand gedrungen, von wo aus man St. Mihiel und das gerade bei dieser Stadt so schön geschwungene Flußband und südlich davon die viereckige Redoute des Forts unter sich liegen sah. Rasch gegrabene Schützengräben deckten die Angreifer vor dem Mitrailleusenfeuer, das die Belagerten trotz der Dunkelheit sofort auf den Waldrand eröffneten. Auf dem Bauch schlichen die Pioniere mit den Scheren gegen die Drahthindernisse vor, und am 25. September, morgens um 6 Uhr, bliesen die Hörner das Sturmsignal.

Die Erstürmung vollzog sich nach der Beschreibung eines Teilnehmers folgendermaßen: Die zwei Sturmbataillone des Regiments „v. d. Tann" wurden in acht Sturmkolonnen auf die Schulterpunkte und Brustwehren des Forts angesetzt, nachdem noch jede Kolonne durch Pioniere verstärkt war. Das erste Bataillon griff rechts, das zweite links an. Nach Überwindung der Drahthindernisse gelangten die Sturmkolonnen durch Breschen und Löcher, die von den Granaten der schweren Artillerie gerissen waren, auf den äußeren Wall und von dort in den Hauptgraben. Jetzt wurden die Sturmleitern hinabgelassen. Natürlich alles unter dem stärksten feindlichen Feuer. Der 12 m breite und innen 7 m tiefe Graben wurde unter anhaltendem Geschoßhagel durchschritten. Nachrückende Infanterie richtete aus der Tiefe des Grabens die Sturmleitern auf das jenseitige Ufer, auf den Hauptwall, der mit kühnem Mut genommen wurde. Aus allen Mauerlöchern, Schießscharten und unterirdischen Schlünden flogen die Geschosse den Stürmenden entgegen. Es war ein Nahkampf auf Tod und Leben. Pioniere, mit Handgranaten, Stinkbomben und Brandfackeln ausgerüstet, räucherten den Feind buchstäblich aus seinen Löchern heraus. Was nicht erschossen oder geflüchtet war, wurde in seinem unterirdischen Schießwinkel verschüttet. Aber auch, als der Hauptgraben bereits genommen war, hörte das Schießen Einzelner, die sich versteckt hielten, nicht auf.

Digitized by Google



Karte der Befestigungen an der französischen Ostgrenze.

Digitized by Google

Da rückte auch die vom 6. Infanterieregiment gestellte Unterstützung an den Hauptwall heran, und nun erkannten die Franzosen die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes.

Die Kapitulationsverhandlungen begannen. Schon um 8 Uhr waren sie zu Ende geführt.

Freilich hatte mancher Tapfere den Sieg mit dem Leben bezahlt. Wälle und Gräben waren mit Toten bedeckt, mit Deutschen und Franzosen. Nach der Kapitulation stieg die ganze unterirdische Welt des Forts ans Tageslicht empor. Aus allen Ecken tauchten die Verteidiger auf. Artilleristen mit blauer Uniform, mit schwarzen Käppis, Infanteristen in Blau und Rot. Über 800 Mann Besatzung hatte das Fort gehabt, über 500 streckten die Waffen. Die Unseren freuten sich besonders über die gewaltigen auf Monate berechneten Vorräte an Fleischkonserven, Zucker und Wein.

Der tapferen Besatzung wurde Abzug mit militärischen Ehren gestattet. Um 2 Uhr nachmittags marschierten die Gefangenen langsam aus dem Westtor des Forts heraus, zuerst die Mannschaften, dann die Offiziere. Unter ihnen schritt am Stock der Kommandant, ein alter französischer Oberst. Die bayrische Flagge wehte von seinem Fort. Die Deutschen standen in Paradestellung an der Straße, die vom Fort nach St. Mihiel führt. Zweimal, vor Mannschaften und Offizieren, präsentierten die Bayern die Gewehre, zweimal senkten sich ihre Fahnen. Sie wissen, was Mut heißt und ehren die Tapferkeit auch beim Feind.

Der Durchbruch der gepanzerten Ostfront Frankreichs bei St. Mihiel brachte die deutsche Armee in den Besitz eines wichtigen Maasübergangs. Es war kein Zufallserfolg, sondern das Resultat eines sehr planmäßigen Vorgehens. Nicht umsonst war zuerst die gewaltige Feldstellung Manonviller und das weit vorgeschobene Longwy niedergerungen worden. Sie lagen als Ausgangspunkt für Offensivstöße unangenehm, wenn man darauf verzichtete, durch die bequeme Einfallspforte zwischen Toul und Epinal zu brechen. Die nächste Aufgabe war aber nun die ar-

Digitized by Google

tilleristische Niederkämpfung der übrigen um St. Mihiel gelegenen Forts Troyon, Les Paroches, Liouville. Erst, als auch die Panzertürme dieser Befestigungen verstummt waren, konnte die deutsche Besatzung von St. Mihiel mit mehr Ruhe der Dinge warten, die da kommen sollten.

Die ließen gar nicht lange auf sich warten. Schon am 1. Oktober machte die Besatzung von Toul einen schweren Ausfall gegen die deutschen Eindringlinge in der Festungskette, wurde aber unter schweren Verlusten blutig zurückgeschlagen. Ebensowenig fehlte es an Ausfällen aus Verdun, das sich der einsetzenden Umklammerung vergeblich zu widersetzen suchte. In jähen Gefechten und in zähen Sappenangriffen wiederholten die Franzosen im Dezember bei Flirey mehrere Male den Durchbruchsplan, ohne von der Stelle zu rücken.

Eine der wichtigsten Vorbedingungen des Sieges sind in den modernen Kriegen leistungsfähige Eisenbahnlinien für die eigenen Truppen und die Unterbindung dieser Schlagadern der Armeen beim Feind. Hatten auch schon die Granaten der deutschen Geschütze mit durchschlagendem Erfolg in dem jenseit der Maas gelegenen Fort Les Paroches gewirkt, so konnten in den ersten Oktobertagen auf dem westlichen Maasufer doch noch keine deutschen Truppen Fuß fassen. Nicht einmal Aufklärung stand dort. Dabei läuft jenseit der Maas die Eisenbahn, und die Franzosen benutzten sie sehr fleißig. Besonders nachts rollten lange Munitionszüge die Linie auf und ab.

Da mußte abgeholfen werden.

In einer der ersten Oktobernächte bekam eine freiwillige Patrouille von Pionieren den Auftrag, die Eisenbahnlinie in der Mitte zwischen St. Mihiel und Verdun an acht verschiedenen Stellen zu zerstören und außerdem das unterirdische Telegraphenkabel zwischen den beiden befestigten Plätzen zu durchschneiden. Drei Königsjäger und ein Zug Infanterie wurde den Kühnen zum persönlichen Schutz während des Zerstörungswerks mitgegeben. Um 8 Uhr machte sich die kleine Kolonne, schwer be-

Digitized by Google

laden mit Sprengmaterial und Geräten, auf den Weg, hinein in die pechschwarze Nacht und mitten ins Feindesland. Ein französischer Posten wurde überrumpelt und gefangen genommen. Dann ging's durch die Flußniederungen der Maas, durch Sümpfe und Schilfteiche, oft bis an die Brust im Morast watend, oft auf Holzklötzen und Stämmen reitend bis ans östliche Flußufer. Der eine der beiden Leutnants durchschwamm in voller Ausrüstung den 40 m breiten Fluß, geriet aber am anderen Ufer in solche Wildnisse von Schlinggewächsen, daß er wieder umkehrte, um die Stiefel auszuziehen und seinen Leuten das gleiche anzuraten. Es war ein Wunder, daß alle Mann heil hinüberkamen. Nach einstündigem Schleichen im grundlosen Boden gelangten sie endlich an den Bahndamm und verrichteten in ständiger Sorge, von einer französischen Brückenwache überrascht zu werden, ihre Minierarbeit. Mitternacht war schon lange vorbei, als die Ladungen endlich angebracht waren und die Wackeren sich aus dem Staube machen konnten, um aus der Ferne die aufsteigenden Feuersäulen zu betrachten. In einem Dorf gelang es ihnen, ohne Alarm einen Wagen mit zwei Pferden zu requirieren und im Galopp zum Quartier der Kompagnie zurückzufahren, wo sie morgens um 4 Uhr ankamen.

Wenn einst ein Dichter die großen Heldentaten des europäischen Krieges besingt, dann darf er die Pioniere von St. Mihiel nicht vergessen.

Was in den ersten Monaten nach der Eroberung von St. Mihiel von deutscher Seite nach Westen wie nach Norden und Süden von der fest eingekeilten, aber in ihrer Isolierung unerschütterlichen deutschen Besatzung geschah, war rein defensiver Natur. Besonders von Westen her mußten starke Vorstöße ausgehalten werden. Sie brachen alle in unserem Feuer zusammen. Außer in Flandern ist nirgends mit solcher Erbitterung gegen deutsche Stellungen angestürmt worden, wie dort in der Mitte zwischen Toul und Verdun. Die französischen Sturmangriffe führten schließlich dazu, daß ganze Berge von Leichen jenseit

Digitized by Google

der Maas und bei dem Fort Les Paroches sich türmten. Über die Hügel ihrer eigenen Kameraden hinweg unternahmen die Franzosen immer wieder neue Stürme. Das deutsche Anerbieten eines Waffenstillstandes zum Begraben der Leichen wurde jedesmal schroff abgewiesen. So blieb denn unseren Feldgrauen nichts anderes übrig, als sich nachts mit Säcken gemahlenen Kalks an die Pesthügel heranzuschleichen und die toten Feinde mit Kalkstaub zu überstreuen oder mit gelöstem Kalk zu bespritzen. So steuerten sie wenigstens einigermaßen den entsetzlichen Duftschwaden, die der Westwind in das deutsche Lager trug. In der zweiten Novemberhälfte versuchten es die Franzosen hauptsächlich mit Nachtangriffen, die von deutscher Seite fast ausschließlich durch Artilleriefeuer abgewehrt wurden. Es war dann keine der angenehmsten Aufgaben, wenn am anderen Morgen eine Patrouille mit dem Auftrag ausgesandt wurde, die Verluste des Feindes an Toten festzustellen. Das gelang nur dadurch, daß man auf den Leichenhügeln unterschied zwischen — man erschrecke nicht über die rauhe Sprache unserer Krieger! — „alter Ware“ und „frischer Ware“. Zu dieser gehörten die noch nicht mit Kalk bestreuten Leichen, die erst in der nächsten Nacht vor einem zu raschen Verwesungsprozeß beschützt werden konnten. Und dieses ganze Entsetzen mußte von den Unseren ertragen werden, nur wegen der geradezu perversen, halsstarrigen Unmenschlichkeit der Franzosen. In ihrer Verranntheit gingen diese übrigens noch weiter. Auch ihre eigenen Leute mußten unter den wahnsinnigsten Versuchen, St. Mihiel wieder zu nehmen, leiden. Nicht nur, daß alle paar Tage französische Granaten friedliche französische Bürger, die in dem Städtchen zurückgeblieben waren, erschlugen, auch durch die gröbsten Täuschungen versuchten Offiziere die Mannschaften zu neuen Sturmangriffen über die alten Leichen hinweg anzuspornen. So berichteten französische Gefangene, daß man Truppen aus anderen Gegenden Frankreichs, die mit der wahren Sachlage noch nicht vertraut waren, herbeigebracht und ihnen erzählt habe, die

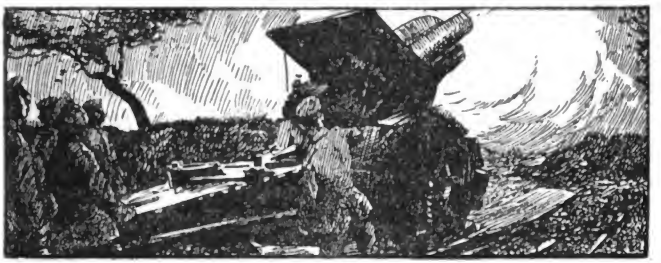
Digitized by Google

Leichen da vorne seien keine Franzosen, sondern Deutsche, die sich in französische Uniformen gesteckt hätten, um besser an die französische Front heranzukommen.

Armes französisches Volk! Wie bist du belogen und betrogen worden von deinen Heerführern und deiner Regierung! Sie haben deine Söhne in einen wahnsinnigen Krieg gejagt, sie haben dein Gold in den russischen Abgrund geworfen und die einzige Nation, die mit dir das Mitgefühl des Stärkeren hatte, geschmäht und verleumdet.

Laß es für immer genug sein des selbstmörderischen Spiels!

Digitized by Google



Der Fall von Antwerpen.

Es gibt eine Zuversicht des Wahns. Die Belgier litten daran. Ihr Heer vollbrachte zwecklos Taten der Tapferkeit aus diesem unsinnigen Glauben heraus, und die Bevölkerung beging, vom gleichen Geist leichtfertiger Hoffnung besessen, Schandtaten über Schandtaten. Da bat nach dem Fall von Lüttich die deutsche Regierung noch einmal mit warnender Stimme um Einsicht und um freien Durchmarsch für ihr Heer.

Vergebens.

Das Fieber war zu weit gediehen. Der König, die Minister, die Armee, das Volk, alle waren schon verwirrt. Nun hieß es also ganze Arbeit machen.

Kaum war der von den Pulvergasen der 42er Granaten halb erstickte General Léman aus dem Lütticher Fort Loncin in die Gefangenschaft abgeführt, und kaum hatten die siegreichen Regimenter des Generals Emmich als Krönung ihres glorreichen Heldenstückes endlich im Feindesland auch die Mobilmachung vollzogen und ihre Bataillone durch anrückende Reserven auf die kriegsmäßige Stärke gebracht, da trennte sich das deutsche Heer in zwei Säulen. Die eine zog westsüdwestlich auf Namur, die andere westnordwestlich auf Löwen und Brüssel los.

Digitized by Google

Am 19. August marschierten die Truppen vor Aerschot, dem Eisenbahnknotenpunkt nordöstlich von Löwen, auf, wo sich das belgische Heer in einer 10 km langen Front gestellt hatte. Seine Vorposten bestanden aus zwei Regimentern, die bereits am Kampf von Lüttich teilgenommen hatten und sich auch hier heldenmütig wehrten. Die deutsche Übermacht litt keinen Widerstand. Nach einem mörderischen Schlachten zogen sich die Belgier gegen Mecheln und weiter zurück. Am gleichen Tag rückte die deutsche Vorhut in dem uralten Sitz der Herzöge von Brabant, der heutigen stillen Gelehrten- und Priesterstadt Löwen, ein und schlug im Schatten des wundervollsten Rathauses der Welt, des gotischen Stadtpalastes und unter seinen sechs Türmen voll zarten Steinzierrats ihr Kriegslager auf. Der Empfang war gut, und die belgische Rachsucht schien vergessen.

Am 20. August kam aus Brüssel, der belgischen Hauptstadt, der Bürgermeister Max unseren Regimentern vor der Porte de Louvain von weitem entgegen. Brot und Salz, die alte Gabe der Besiegten an die Überwinder, führte er zwar nicht bei sich, dagegen um so mehr heimliches Gift im Herzen, das er unter einem Übermaß von geschmeidiger Untertänigkeit verbarg. Aber die Stadt hatte sich freiwillig ergeben, die von der Bürgergarde in den Straßen aufgeworfenen Schützengräben und Stacheldrahtsperren waren rasch beseitigt worden, und so schien es dem deutschen Oberbefehlshaber und dem bald ernannten Gouverneur, Generalfeldmarschall v. der Goltz, das beste, eine Politik der Milde und Weitherzigkeit zu befolgen.

Ein schnöder Mißbrauch dieser vornehmen Gesinnung war Brüssels Antwort. Nicht allein, daß jedes Fenster am Boulevard Anspach, der parfümduftenden, stets von allerhand elegantem Volk durchwogten Hauptverkehrsader, den offenen Protest einer belgischen Flagge zeigte; anstatt der verbotenen Zeitungen erschien eine lichtscheue Winkelpresse, die, gespickt mit den wahnsinnigsten Lügen über deutsche Niederlagen und französisch-belgische Siege, überall im Verborgenen, auf den Treppen und an den stillen Orten

Digitized by Google

von Hand zu Hand ging und die glimmenden Hoffnungsgluten unter der Asche schürte. Der Bürgermeister Max warf, äußerlich

Antwerpen und seine Befestigungen.

schmiegsam und innerlich unversöhnlich, der deutschen Verwaltung Prügel in die Räder, wo er nur konnte. Er ging in seinem zwei-

deutigen Spiel so weit, daß er die Einlösung der von dem deutschen Gouverneur ausgestellten Gutscheine durch die Banken hintertrieb, und nur seine Verhaftung und Überführung in ein deutsches Gefangenenlager konnte seinen Schlichen ein Ende machen. Überall stieß man auf einen dumpfen Widerstand, der irgendeinen Hintergrund haben mußte, wenn das Verhalten der Brüsseler nicht ganz wahnsinnig erscheinen sollte.

In der Tat gab es etwas, was nicht gänzlich als leerer Traum am Himmel der belgischen Hoffnungen hing, sondern als etwas Wirkliches und Erdenstarkes das zähe Festhalten der Belgier an der Möglichkeit erklärte, daß noch alles gut enden und der Eroberer mit Schimpf und Schande aus dem Lande gejagt werde.

Diese Hoffnung lag drunten in Südbrabant und hieß Antwerpen.

Dort lag es an der breiten Scheldemündung, mitten im üppigen Wiesen- und Baumland, eine stolze, reiche Stadt, einer der üppigen Frauen vergleichbar, wie sie Antwerpens größter Maler Peter Paul Rubens so gerne gemalt hatte. Tausende von Schiffen aus allen Meeren hielt sie an ihrem vollen Busen, der Oster- und Westerscheldе; Millionen von Tonnen Korn und Öl, Erz und Metall, Seide und Tuch lagen in ihrem Schoß; Hunderte von Schleifereien, in denen der köstliche Edelstein, der Diamant, seine blitzende Form erst erhielt, umspannte sie neben ungezählten Fabriken und Vorratshäusern mit ihren Armen. Die Kaufleute der ganzen Welt waren ihre Freunde. Als schützendes Geschmeide aber gegen jeden, der sich ihr feindlich nahen wollte, trug sie einen doppelten Panzergürtel, den keine Nation zu sprengen sich unterfangen durfte.

Das war Antwerpen, die Schöne, die Stolze, die Starke, die im Frieden allen Völkern der Erde gehörte, im Krieg aber dem Stürmen auch des gewaltigsten Bewerbers lächelnd widerstehen würde. Das war Antwerpen, an das jetzt die Brüsseler und alle Belgier im Geheimen dachten, und sie lächelten, wenn sie sich vorstellten, wie die Deutschen ihre dummen Köpfe an der

Digitized by Google

Festung einrennen würden. Denn dumm waren sie nun einmal, das stand fest für sie, und die Antwerpener Zeitungen trösteten hinter den Festungswällen hervor die deutschen Soldaten in Brüssel mit ihrer Leidenschaft für Sauerkraut und Kartoffelsalat und über ihr „etwas blödes" Aussehen („l'air un peu crétin") damit, daß das eben der nationale deutsche Gesichtsausdruck sei.

So sah denn ganz Belgien zuversichtlich nach Antwerpen, das es den dummen Sauerkrautfressern schon zeigen würde. Die Brüsseler warteten nach ihren Spaziergängen jeden Abend vor der Porte de Louvain, ob nicht von Norden her der geflohene König an der Spitze seines Heeres heranreiten werde, und die Bürger von Löwen lauschten immer auf Kanonendonner aus der Richtung der Festung.

Zu ihrer Sicherheit hatten die Deutschen in Löwen einige reiche Leute und Beamte als Geiseln festgenommen, aber in ihrer Gutmütigkeit, die sie nun einmal nicht lassen können, am 24. August freigegeben. Mancher der deutschen Landwehrmänner des Landwehrbataillons Neuß, von dem eine kleine Abteilung als Besatzungstruppen zurückgelassen worden war, fühlte sich bei den Löwener Bürgern schon heimisch. Da zeigte sich am Nachmittag des 25. August, wie ungerechtfertigt das deutsche Vertrauen wieder einmal gewesen war.

Gegen Abend hatte man von Norden her Kanonendonner vernommen, und es wurde auf einmal lebendig in Löwen. Jetzt kam die „Befreiung" durch eine von Antwerpen her anmarschierende Armee! Punkt 8 Uhr begann der schon lang vorher verabredete Überfall der Deutschen durch die Löwener Bevölkerung. Aus allen Fenstern blitzte es von Gewehrfeuer. Zum Glück fuhr zu gleicher Zeit eine Abteilung deutscher Eisenbahner im Löwener Bahnhof ein, die sofort in den Kampf eingriffen. Um 10 Uhr waren schon ein Dutzend Bürger standrechtlich erschossen. Die Geiseln wurden von neuem eingezogen und vom Rathaus aus unter militärischer Begleitung durch die Straßen geführt, wo sie an den Häusern hinauf die Wahnsinnigen

Digitized by Google

zur Vernunft und Ruhe mahnten. Als Antwort wurde auch auf die Geiseln selbst geschossen.

So ging es die ganze Nacht hindurch, und schon nach Mitternacht stiegen aus sieben Häusern von Franktireurs die strafenden Flammensäulen in die Dunkelheit. Bis Sonnenaufgang wurde gekämpft. Am anderen Morgen, einem Donnerstag, kam die Landbevölkerung der umliegenden Dörfer und nahm teil am Franktireurkrieg. Von neuem wurden die Geiseln durch die Stadt geführt, die verkünden mußten, daß sie selbst erschossen würden, wenn das Feuern aus den Häusern nicht aufhöre.

Alles vergebens!

Eine zweite Nacht blutiger Straßenkämpfe im Schein ganzer brennender Stadtviertel folgte. Während ein Teil des deutschen Militärs für sein Leben kämpfte, rang ein anderer mit den Flammen um ihre Beute, rettete Gemälde aus den Kirchen und schützte den Wunderbau des Rathauses vor den Gluten, die als Flugfeuer über die ganze Stadt hinleckten. Am Morgen des 27. August rückte von Brüssel her deutsche Artillerie an und vollzog das Strafgericht. Ein Fünftel der Stadt wurde zerstört. Aber kein Kunstwerk der alten flämischen Baumeister und Maler wurde versehrt. Davor bewahrte Löwen wieder das „etwas blöde nationaldeutsche" Gemüt.

Nach der Bestrafung von Löwen begann das große Kesseltreiben gegen die versprengten belgischen Heeresteile. In Streifzügen, die sich weit über Gent hinaus ausdehnten, wurde der Feind aufgestöbert und hinter den Ring der Antwerpener Forts gejagt. Man ließ sich Zeit damit. Verstärkungen mußten abgewartet werden, und nur langsam vollzog sich die Umklammerung. Ein ganzer Monat ging darüber hin. Denn wenn es auch nicht richtig ist, was im Baedeker über die Festung Antwerpen gesagt wird, daß nämlich zu ihrer Belagerung ein Heer von 260 000 Mann und wegen ihrer Uneinnehmbarkeit eine Zeit von einem Jahr zum Aushungern nötig sei, so kann man sich daraus doch einen ungefähren Begriff von dem Ernst des Unternehmens

Digitized by Google

machen, mit dessen Durchführung der Infanteriegeneral v. Beseler betraut worden war.

Die vorbereitenden Maßnahmen gegen die Festung begannen mit der Einnahme von Termonde. Das ist ein kleines Städtchen an der Schelde, das 28 km westlich von Antwerpen liegt und durch die Außenforts Willebroeck, Londerzeel und Lebbeke geschützt ist. Es wurde von 15 000 Belgiern tapfer verteidigt. Aber ihre Verluste waren so schwer, daß sie auf dem ungeordneten Rückzug nicht einmal mehr Zeit hatten, durch Zerstörung der Brücke bei Hamme sich den Rückzug zu decken.

Mit Termonde war der linke Schulterpunkt zum Angriff auf die Außenforts gewonnen. Als rechter Schulterpunkt war die alte Bischofsstadt Mecheln von größtem Wert. Am 27. September zogen die deutschen Truppen in Mecheln ein, nachdem es zuvor schwer beschossen worden war. Auch hier blieb es den abziehenden Belgiern vorbehalten, mit Unterstützung des Forts von Waelhem die von den „Barbaren" geschonte Kathedrale St. Romuald durch Kanonenschüsse schwer zu beschädigen. Einzig deswegen, weil man nicht mit Unrecht auf dem Platz vor der Kathedrale lagernde deutsche Bataillone vermutete. Das belgische Hauptquartier, das nach der Besetzung von Brüssel zunächst nach Mecheln verlegt worden war, hatte sich schon eine Woche vorher in Antwerpen eingerichtet. Die königliche Familie wohnte schon seit dem 19. August im Antwerpener Schloß, und als die großen Antwerpener Blätter am 28. September, dem ersten Tag der Beschießung der Außenforts, mit der Sicherheit der Beruhigten meldeten, daß Antwerpen seine Tore geschlossen habe, da ahnten sie nicht, wie wenig sich die 42 cm-Geschütze darum kümmern würden, ob die Festungstore geöffnet oder zugeriegelt waren.

Antwerpen lehnt sich von Osten her an das Stromknie, das die Schelde auf ihrem Lauf nach Nordost auf einmal in nordwestlicher Richtung macht, gerade, als ob es ihr plötzlich einfiele, daß hier der nächste Weg zum Meer ginge. Ein breiter Kranz grüner Boulevards, deren Bäume in dem Boden der alten Festungswälle

Digitized by Google

wurzeln, teilt die Stadt in zwei ungleiche Antwerpen, das neuere südliche und das kleine ältere. Die Nordspitze dieses alten Antwerpen bildet die graue Zitadelle, „der Steen", dessen Schießscharten drohend über die Schiffsmasten auf der Schelde hinab gegen das Meer schauen.

Aber der Feind kommt diesmal aus einer anderen Richtung her, als in früheren Jahrhunderten, wo auf dem tiefen, von Flut und Ebbe durchströmten Flußlauf die großen Kriegsschiffe bis an die dunkeln Mauern des „Steen" fuhren und heute noch fahren könnten — wenn nicht durch einen den Fluren von Südbrabant und den Toren von Antwerpen vorgelagerten Streifen des neutralen Holland auch die Gewässer der inselreichen Scheldemündung neutral wären. Höher aber als die Zitadelle im Norden erhebt sich aus dem Gewirr der Großkaufhäuser, Palastkuppeln, Getreidespeicher und Schiffsmasten wie ein von diesem allzu weltlichen Getriebe unberührter großer Gedanke der himmelanschießende Turm der gotischen Kathedrale, dessen seltene Form eines durchbrochenen Riesenobelisken durch den stumpfen Viererbau des unvollendeten zweiten Turms in seiner Kühnheit noch unterstrichen wird.

Zwischen all diesen gewaltigen Bauten der Welthandels- und Hafenstadt lebt und wirkt ein Volk, arbeits- und genußfreudig, schwer- und leichtlebig zugleich, nicht so international gewürfelt wie in Brüssel, aber doch auch nicht so deutschfreundlich, wie man es gern glauben machen mochte, kurz das Volk der Flämen, die einst den spanischen Eroberer vertrieben haben, die die Welt mit den Augen einer alten Handelsrepublik ansehen, wohl wissend, was sie selber wert sind, und die sich bei ihrer großen Neigung zum Spott lieber über- als unterschätzen.

Das ist die Stadt.

Diese Schatzkammer unermeßlicher Reichtümer war aber von jeher auch wegen ihrer Lage an der Meeresmündung eines Stromes und wegen ihrer Herrschaftsstellung an dem völkerverbindenden Ärmelkanal ein gar eifersüchtig gehütetes und ge-

Digitized by Google

waltig geschütztes Stück Erde. Mit der steigenden Bedeutung Antwerpens als Handels- und Hafenplatz stieg auch jährlich sein militärischer Schutz. Die Hauptarbeit nach dieser Richtung fiel in die allerletzten Jahre vor dem Krieg.

Ein dreifacher Festungsgürtel umschließt Antwerpen. Die enge Stadtumwallung mit dem Graben kommt für ein Belagerungsheer der Gegenwart allerdings nicht mehr in Betracht. Sie erhöht nur den landschaftlichen Reiz Antwerpens, indem sie dem Durcheinander von Giebeln, Kuppeln und Türmen eine feste Fassung gibt. Die ernsten Festungswerke beginnen erst 5—7 km weiter draußen im Süden und Osten der Stadt.

Dort zieht sich im abgezirkelten Halbkreis der neue Stadtwall hin. Im Westen an die Schelde angeschlossen, stößt er im Norden an den breiten Kanal von Wyneghem. Lauter neue Forts sind die Wirbel dieses Festungsrückgrats. Sie tragen die Zahlen 1—8 und schließen durch das nordöstlich der Stadt gelegene Fort von Merxem, wenn auch nicht sehr dicht, den Kreis gegen den unteren Teil des Scheldeknies. Die Lücke der Westseite in dem großen Scheldeflußbogen verteidigen die Forts Ste. Marie, Zwyndrecht und Cruybeke. Die zwei letztgenannten Forts stellen schon die Verbindung mit der äußeren schweren und eigentlichen Befestigungslinie her. Sie bilden auf dem linken Scheldeufer mit vier Fortins (kleinen Forts) ein wohlverschanztes Lager für die Verteidigung jenes Ufers. Die neuen Fortwerke aber, die mit einem Aufwand von ungezählten Millionen auf die Höhe der Zeit gebracht wurden, liegen auf dem rechten Scheldeufer und sind auf das Südufer der Flußläufe der Rupel und ihres Nebenflusses, der Nethe, geschoben.

Diese zwei Flüsse umgeben parallel mit der inneren und äußeren Fortslinie die Stadt in der Entfernung von 15 km von Südwest nach Südost wie ein natürlicher Wassergraben. Durch Stauwerke aber sind die durchschnittlich 125 m breiten Flußbetten schon Ende August zum Austreten und auf Wasserbreiten von 500—800 m bei Tiefen von 1—2 m gebracht worden. In diesem

Digitized by Google

wichtigsten Verteidigungsgebiet liegen die Forts Puers, Willebroeck, Waelhem, Wavre, Lierre und Kessel. Den Osten schützen die ganz neuen Werke Massenhoven, Oeleghem und Grafenwezel. Den Nordosten und Norden deckt in einem morastigen, teilweise mit Tannenwäldern bestandenen Gelände eine Linie von vier Forts und sechs sogenannten Redouten, auf deren Panzerung wegen des unwegsamen und für den Feind sehr gefährlichen Geländes kein besonders großer Wert gelegt wurde.

So lag das Land, 25 Stunden im Umkreis um Antwerpen, scheinbar im Frieden. Helle Dörfer mit freundlichen Türmen, kleine Städte im Schmuck niederländischer Sauberkeit, stille Nonnenklöster und reiche Herrensitze waren über die grüne Ebene mit den blitzenden Wasserarmen und den dunklen Wäldern hingewürfelt, als ob nirgends Gefahr drohe.

Unsichtbarkeit ist heute das letzte Wort aller Verteidigung. Aber wie die rasenbewachsenen Schalen feuerspeiender Riesenschildkröten, lagen zwischen Weihern und Weilern die Forts eingebettet, und die Geschütze ihrer Panzertürme streckten drohend die Hälse nur dann vor, wenn die Kuppel des Turmes sich hob und nach jedem Schuß schützend über die ehernen Schlünde zurücksank. Starkes Gitterwerk, verschleiert durch Buschniederungen, verband die Forts und die Fortins; unsichtbare Grabenwehren klafften vor den grünumsponnenen Erdwällen; Schlinggeflechte von Stacheldraht versperrten plötzlich den Weg, wo man kein Hindernis ahnte. Aus verdeckten Wolfsgruben starrten gespitzte Eisenstäbe, und harmlose Wiesengründe waren gespickt mit Tretminen, die wie Feuergeiser aus dem Erdboden aufsteigen mußten, wenn ein Fuß sie zum Losgehen brachte. Und in diesem hundertfachen Schutz führten die Antwerpener ein Leben spöttelnder Zuversicht.

Das war die Festung.

Und die Belagerer?

In drei verschiedenen Größen waren die schweren deutschen Batterien vor Antwerpen aufgestellt. In zahllosen gedeckten Stellungen standen zunächst die leichtbeweglichen 15 cm-Feldhaubitzen,

Digitized by Google

deren Geschosse, so groß wie ein starker Sauerbrunnenkrug, gerade noch von zwei kräftigen Fäusten ins Rohr geschoben werden können. Sie kamen in zwei Formen zur Verwendung, als Flach- und als Steilfeuergeschütze; jene wegen ihrer genaueren Treffsicherheit auf große Entfernung.

Von größerer Taillenweite sind schon die 21 cm-Belagerungsmörser, die schwersten Geschütze unserer bespannten Fußartillerie. Auch sie können noch leicht den Ort wechseln, obwohl es zwei Männer braucht, um ihre Granaten dem Rohr einzuverleiben.

Der Stolz der Belagerungsarmee waren aber die Kruppschen 42 cm-Mörser, deren mit Tod und Vernichtung geladene Bomben nur durch maschinelle Hebvorrichtungen dem Rohr anvertraut werden können. Unbeweglich sind sie wie gewaltige Maschinen eingebettet und gleichen ihre Schwerfälligkeit nur aus durch die ungeheuren Entfernungen, auf die sie ihre Mammutgranaten schleudern. Als willkommene Ergänzung, als treues Unterpfand der Waffenbrüderschaft und wie als Symbol ihres leichteren Temperaments hatten uns die Österreicher ihre Mörserbatterien mit 30,5 cm-Kalibern gebracht, die sich zwischen unsere 21er und 42er Geschütze glücklich einfügten, mit ihrer außerordentlichen Feuerüberlegenheit an unsere Riesenmörser heranreichten, sie aber an Beweglichkeit und rascher Feuerbereitschaft übertrafen.

Der Morgen des 28. September versprach einen schönen Herbsttag für Südbrabant. Bei Boort-Meerbeek aber, einem Dorf zwischen Mecheln und Löwen, beschien die Sonne eine Szene, die Sturmwetter ankündigte. Draußen vor der Ortschaft lag zwischen drei halbstädtischen Häusern eine tiefe Baugrube für das vierte. Der Krieg hatte durch den Bau einen Strich gemacht, und anstatt auf den bändergeschmückten Maien eines frisch gezimmerten Hausgiebels schaute der Himmel auf das Rohr eines 42er-Geschützes, das steil aufgerichtet aus einer dichten Bretterüberdeckung herausah.

Punkt 6 Uhr schoß die erste Feuergarbe klafterweit aus dem Stahlschlund. Ein Erdbeben erschütterte den Boden, und

Digitized by Google

von den Dächern der drei das Geschütz verdeckenden Häuser klirrte ein Ziegelregen herab. Im gleichen Augenblick aber hörte die Besatzung des Forts Wavre ein unheimliches Pfeifen, das in wenigen Sekunden zu dem dumpfen Brausen und entsetzlichen Heulen eines daherrasenden Orkans anwuchs und mit einem Donnerschlag endigte, als sei die Erde mit ihrem nächsten Planeten zusammengestoßen. Schwarzes Rauchgewölk hüllte das große Befestigungswerk ein. Das Bersten übereinanderstürzender Mauern und das Zerspringen klingender Stahlpanzer betäubte die Soldaten der belgischen Besatzung, und ganze Schwaden giftiger Pulvergase jagten sie aus den Kasematten in die frische Luft, aus der sie der auch schon niederprasselnde Eisenregen der deutschen Feldhaubitzen wieder hinter die Wälle trieb.

Der südlichste Panzerturm des Forts, der sich noch vor wenigen Minuten wie ein großes Uhrwerk bewegte, war ein Trümmerhaufen aus Stahl und Beton. Die Offiziere der übrigen Fortgeschütze brüllten ihre Befehle, und acht Schlünde spien zugleich Tod und Verderben gegen die Angreifer. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Das dreistimmige Schlachtengebrüll der schweren deutschen Artillerie raste in Abständen von 30 Sekunden über die feuerspeienden Riesenschildkröten hin. Schlag auf Schlag, Krach auf Krach, Donner auf Donner folgte. Zwei Tage und zwei Nächte lang dauerte mit geringen Ruhepausen die Beschießung. Wie bei Bergstürzen kollerten die Steinquader und Betonblöcke übereinander und zerquetschten Menschenleiber zu blutigem Brei. Abgründe taten sich auf, wo massive Wälle gestanden hatten, und die haustiefen Hohlkehlen hinter den Wällen füllten sich bis zum Rand mit Schutt und Mauerwerk.

Aber die Belgier des Forts Wavre-Ste. Catherine hielten sich wie Helden. Erst am Nachmittag des dritten Tages der Beschießung konnten es die Belagerer wagen, Infanteriekompagnien zur Aufklärung des Geländes und zur Vorbereitung des Sturmangriffs vorzuschicken. Sie mußten stundenlang mit entladenem Gewehr den Granatregen des Forts aushalten, bis eine neue

Digitized by Google

Bombe des 42er-Geſchützes wie eine brüllende Beſtie der Luft über ſie hinweggeraſt war und einen weiteren feindlichen Panzerturm zum Schweigen gebracht hatte. Dann machten ſie einen neuen Sprung bis zu einem neuen Schützengraben.

Am Abend des 30. September waren alle zwölf Panzertürme des Forts einzeln in gewaltige Eiſenſcherben zerſchlagen. Bei manchen hatte der Luftdruck der explodierenden Granate die Deckelhauben 40 und 50 m weit durch die Luft getragen und wie eine Pappdeckelſchachtel verbogen. Zerſtörung von Grund aus breitete ſich über die ganze, nur wenige Jahre alte Befeſtigung hin.

Am Morgen des 1. Oktober erging der allgemeine Befehl zum Sturm. Noch wenige Worte hin und her zwiſchen unſeren Feldgrauen wurden im Frühlicht des Tages gewechſelt, meiſt nur die Bitte, nach Hauſe zu ſchreiben, wenn einem etwas widerfahren ſollte. Und dann dröhnte das Hurra vieltauſendſtimmig durch die regenfeuchte Luft. Ein wahnſinniges Schießen über die Bruſtwehren des Forts her war das Echo. Die Brabanter Erde trank unwillig deutſches Blut. Die Belgier ſchoſſen gut. Aber die deutſchen Haubitzen ſchoſſen beſſer. Nach drei Stunden waren die erſten deutſchen Pioniere mit ihren Drahtzangen vor den letzten Stacheldrahtverhauen angelangt. Durch die Lücken drang die Infanterie vor und erkletterte auf den Sturmleitern die Bruſtwehren. Handgranaten ſäuberten die Wälle von den letzten Verteidigern. In Haufen in den verwüſteten Laufgräben zuſammengedrängt, ergaben ſie ſich, und bald wehte die deutſche Flagge über dem erſten Fort der Antwerpener Außenwerke.

So vollzog ſich der Kampf unter faſt gleichen Umſtänden um alle diesſeit der Nethe liegenden Befeſtigungen. Mit Fort Wavre war auch zugleich die Redoute Dorpveld mit ihren Zwiſchenwerken gefallen. Am 3. Oktober kamen die Forts Lierre, Waelhem, Koninghoyck und die dazwiſchen liegenden Redouten in deutſchen Beſitz.

Als ob unſer 42er Geſchütz gewußt hätte, daß Lierre das

Digitized by Google

stärkste und neueste Fort der ganzen Antwerpener Befestigungen war und einmal hätte zeigen wollen, was es auch unter erschwerten Umständen zu leisten vermag, brachte es dem Festungswerk einen Prachttreffer bei, der sich sehen lassen durfte. Vor dem Panzerturm schlug die Granate auf die Erddeckung auf, fuhr durch die 7 m dicke Böschung hindurch, durchschlug eine 2½ m dicke Betonmauer, bohrte sich durch den Panzerturm in der Höhe der Maschinerie und durchriß noch bei der Explosion den ganzen Zwischenraum bis zum nächsten Panzerturm. Als ob Krupps Ingenieure bei den Gewalten in die Lehre gegangen wären, die einst wirkten, als die Berge und die Täler wurden, so sah das Fort Lierre nach dem Gruß der „dicken Bertha" aus.

Waelhem war von den österreichischen Motormörsern zusammen mit den 21er Haubitzen in Arbeit genommen worden, bis seine glatten Betonmauern romantischen Felspartien gleich sahen. Die Besatzung räumte das Fort, und die zurückgebliebene Besatzung von 100 Mann zog die weiße Fahne, gerade als die deutschen Hörner zum Sturmangriff bliesen.

Am 5. Oktober brachten „unsere ganz Schweren" die Forts Ressel und Broechem zum Schweigen.

Damit war der erste Teil der Belagerungsarbeit beendet. Das massive Stück war aus dem äußeren Festungsgürtel bis an die Nethe herausgebrochen.

Es begann der Kampf mit dem Wasser.

Am Dienstag nachmittag, den 6. Oktober, setzten die 15er und 21er Haubitzen aus dem gestürmten Dorf Waelhem heraus mit einem wütenden Artillerieangriff gegen das Fort Puers zwischen der Schelde und der Rupel ein, um wenigstens die unangenehmsten Geschütze der Belgier aus dem Kampf auszuschalten, der nun bevorstand.

Früher als sonst war ein trüber Abend über das Land gesunken, und das Fort hatte endlich sein Feuer eingestellt. Da traten die Helden der Schlacht an der Nethe an, die Pioniere.

Ihre Aufgabe war das Schlagen einer Brücke über den von

Digitized by Google

hohen Flutdämmen eingefaßten, 30 m breiten Fluß. Während die Kameraden von der Infanterie kämpfen durften wie die Löwen, hatten sie in dichtestem Kugelregen gelassen zu arbeiten, als ob sie daheim seien in der Werkstatt. Das war ein böses Brückenschlagen. Während die Pioniere die leichtgezimmerten Stege von einem Ufer auf dem Wasser aufs andere schoben, spritzten die Fluten auf von todesmutigen Soldaten, die in die Nethe sprangen, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Unter der Gewalt der überall einschlagenden feindlichen Geschosse schäumte das Wasser auf und färbte sich rot von Blut. Nur im Flammenschein der platzenden Granaten arbeiteten die Schwimmer, die Tonnenflöße hinter sich herzogen und sie mit Brückenstegen untereinander verbanden. Die ganze Nacht vorher hatten sie an den Vorbereitungen gearbeitet. Das Schnellfeuer der Belgier vom anderen Ufer her war das verzweifeltste, was sie an Widerstand während der ganzen Belagerungskämpfe leisteten.

Sie wußten, es handelte sich nicht nur um die Nethe, es ging diesmal ernstlich um ganz Antwerpen.

Zweimal waren die Glieder der Faßbrücke aneinandergereiht fast bis ans andere Ufer. Zweimal sanken die Pioniere mit den zerschossenen und sich füllenden Tonnen unter ins nasse Grab. Da kam gegen Morgengrauen die Nachricht, daß bei Duffel und Lierre weiter südlich der Übergang geglückt sei, und wenige Minuten darauf zogen sich die Belgier in wilder Flucht in den Schutz des inneren Befestigungsgürtels zurück. Bei Lierre hatte deutsche Infanterie die Stadt gestürmt, und den hinter ihnen anrückenden Pionieren war es gelungen, über die schmalen Arme der Nethe, die hier mit flachen Ufern die Stadt durchfließen, blitzschnell eine Anzahl von Brückenstegen zu werfen.

Was macht's, daß alles schwankte und schaukelte? Die Infanterie stürmte hinüber und warf den Feind hinter den Flußarmen um wie morsche Mauern. Bei Duffel war das gleiche

Digitized by Google

kühne Werk gelungen, und als die Sonne aufging, war das Schicksal von Antwerpen entschieden.

Was war unterdessen in der Stadt vor sich gegangen?

Am 2. Oktober hatte der englische Marineminister Winston Churchill den Antwerpenern einen Beruhigungsbesuch gemacht. Seiner Versicherung, daß die Engländer die Festung halten würden, glaubten sie gar zu gerne. In der Tat konnte der Antwerpener „Matin" am 5. Oktober das Anrücken einer englischen Armee, von der niemand wußte, wie groß sie sei, anzeigen. Die Lage der Außenforts wurde seit dem 30. September getrost als „unverändert" bezeichnet. Die wie von einem Erdbeben durcheinander gerüttelten Betonblöcke und Panzerplatten wurden durch die Antwerpener Zeitungsschreiber einfach an ihren alten Platz zurechtgelogen. Am Morgen des 6. Oktober spöttelte noch das Blatt „La Métropole" über die „wenigen Pessimisten, die mit gequälter Seele herumspazieren, obwohl die Deutschen seit sechs Tagen nicht einen Schritt vorwärtskamen".

Nicht nur das Lächeln hatten die Antwerpener von den Parisern gelernt, sondern auch das Lügen.

Da nahte die Wirklichkeit in Gestalt eines deutschen Parlamentärs, der am Mittwoch mittag mit der weißen Flagge vor dem Rathaus erschien, um die Übergabe der Stadt zu fordern, oder ihre Beschießung anzukünden. Das Fort Nr. 4 im inneren Befestigungsgürtel war am Tag vorher als erstes von den Deutschen angegriffen worden und hatte ihnen nicht allzuviel Mühe gemacht. Das Durcheinander von schlauen Hindernissen konnte den schwachen Panzerturm des ganz veralteten Werks nicht verstärken. Mit den kleinen Haubitzen schon wurde alles in Grund und Boden geschossen. Die Schiffskanonen, mit denen die Engländer den ganzen inneren Festungsgürtel besetzt hatten, konnten die weittragenden deutschen Geschütze in ihrer Arbeit nicht stören. Die in das Fort Nr. 4 gerissene Lücke hätte Platz für mehr als ein Auto mit einem Unterhändler geboten. Der General v. Beseler wollte aber das Äußerste vermeiden, so lange es möglich war.

Digitized by Google

Um 4 Uhr kam der Parlamentär unverrichteter Dinge zurück. Darauf gab es nur noch eine Antwort. Sie steht im Artikel 26 des Haager Abkommens betreffend die Gesetze des Landkriegs, und schreibt vor, daß die belagerte Armee die Bevölkerung von der bevorstehenden Beschießung einer Stadt zu unterrichten habe. Durch Vermittlung der in Brüssel beglaubigten Vertreter der neutralen Staaten wurde den Antwerpenern der nahe Ernst der Lage mitgeteilt.

Wie immer im Leben, so schlug die unbegründet hochgemute Stimmung der Bevölkerung Antwerpens in ihr Gegenteil um, als gegen den Abend des 7. Oktober Maueranschläge an allen Straßenecken die Bürgerschaft zur Flucht aufforderten. Ein Zug des Jammers und ein Strom des Elends ergoß sich aus allen Stadtvierteln nach der nördlich vom Zentrum gelegenen Station Eeckeren, wo Züge von 80 Achsen jedesmal 3000 Menschen zur benachbarten holländischen Grenze beförderten. Wer nicht die Kraft hatte, sich in den vollgestopften Zügen einen Platz zu erobern, wandelte mit Bündeln beladen zu Fuß Holland zu. Bis Roosendaal war es ein ununterbrochener Zug von Menschen und Tieren. Denn die aus allen Dörfern der nächsten Umgebung fliehenden Bauern stießen mit der Stadtbevölkerung zusammen, ganze Viehherden vor sich hertreibend, deren Blöken sich mit dem Rufen und dem Jammern der Menschen mischte.

Hatten die Bauern noch ihr Wertvollstes mitgenommen, so schleppten die Stadtleute oft das Wertloseste und Unnötigste mit sich. Vogelbauer, Bilderrahmen, Kaninchen, Päcke von Vorhängen, alles dies und anderes Unnötige hinderte ihre Schritte.

Mütter suchten ihre Kinder, Töchter ihre Väter. Manche verrieten gar keine Angst, sondern lachten mitten im Fliehen laut auf. Der Schreck hatte sie wahnsinnig gemacht.

Plötzlich brachte lautes Rufen und Schreien die Zehntausende zum Stillstand. Ein königliches Auto drängte sich durch die Massen, suchte den Eingang zur militärischen Schiffbrücke über

Digitized by Google

die Schelde zu gewinnen und war bald mit dem flüchtigen Königspaar im Dunkel verschwunden.

Ob ihnen ein letzter Gruß oder ein Fluch vom Volk nachgesandt wurde, wir wissen es nicht.

Weiter wälzte sich der Zug der Verzweifelten, dem sich immer mehr Menschen im Nachtgewand anschlossen. Die Nonnen aus den Klöstern von Wyneghem zogen ihre Habe auf einem kleinen Handwagen. Schubkarren, Kinderwägelchen, Lastautomobile, elegante Einspänner, Fahrräder, alles stieß und drängte und rasselte vorwärts, in die Nacht hinein und Holland zu.

An der Grenze hatten die Holländer gewaltige Schranken errichtet, aus denen gespitzte Stahlstacheln von Meterlänge nach allen Seiten starrten. Das war der Schutz gegen die kämpfenden Heere, nicht gegen die Flüchtigen. Aber sie konnten nicht hindern, daß mancher Soldat der belgischen Armee als Flüchtling in Zivilkleidern sich mit durchdrängte, wenn die holländischen Stachelschranken sich öffneten.

Die Glocken auf dem Turm der Kathedrale hatten eben Mitternacht geschlagen, als das Pfeifen eines Sturmwinds über Antwerpen hinfegte und drei platzende Granaten auf dem „Grünen Platz" in der Viermonatsstraße und auf dem Zuckersteig den an den Häusern entlang kriechenden Flüchtlingen zum Bewußtsein brachten, daß es allerhöchste Zeit sei, sich entweder in den Kellern zu verbergen oder über die Stadt hinaus zu retten. In dem Wirrsal von Kraftwagen, Bauernkutschen und Karren an der Schelde entstand infolge der ersten Schüsse ein wildes Gedränge, in dem Dutzenden von Flüchtlingen der Atem auf immer ausging. Im nächsten Augenblick steht die Stadt an mehr als 10 Stellen in Brand, und im düsteren Schein der Flammen sieht man in hohen Bogen die Granaten niedergehen. Die Erde bebt, die Fenster klirren auf die Straße, laut kreischend rennen Frauen und Kinder davon. — Doch das ist nur der Anfang der Schrecken.

Gegen 2 Uhr erfüllt ein seltsames Brausen die Luft, das die in den Kellern zitternden Antwerpener wohl kennen.

Digitized by Google

Fürchterliche Donnerschläge bestätigten ihnen, daß ein Zeppelin über ihnen ist. Eine seiner Bomben schlägt in die Petroleumtanks von Hoboken; fließendes Feuer ergießt sich in Strömen nach allen Seiten, und in seiner Glut zerschmelzen die Riesenbehälter wie Wachs. Dichter erstickender Qualm fegt von Norden her durch die Straßen und überzieht Häuser und Menschen, Tote und Lebendige mit einem schwarzen Pelz. Ein Sternenregen platzender Granaten und Bomben erfüllt wie ein Meteorschwarm die Luft, und den Feuern aus den Himmeln antworten die hochaufschlagenden Flammen aus Palästen, Lagerspeichern, Wohnhäusern und Hütten.

Aber es muß auch gesagt werden, daß die Belagerer nicht in sinnloser Wut darauflosschießen. Den Dom trifft nicht eine einzige Granate. Der General v. Beseler hat nicht nur seine Kanoniere wohl unterrichtet, er hat auch alle schweren Geschütze ausgeschieden und nur den 15 cm-Haubitzen die Ehre gelassen, den Bürgern von Antwerpen einen Begriff von deutscher Entschlossenheit und deutschem Ernst beizubringen. Auch das königliche Palais bleibt verschont, obwohl gerade der König, den der Ruhm des unbeugsamen Kriegshelden lockte, und der immer noch auf ein Wunder hoffte, mit den Engländern zusammen die Stadt der Vernichtung preisgegeben hatte.

Anstatt dieser durchgebrannten und vor der Verantwortung fliehenden Herrschaften fuhr der zurückgebliebene tapfere Bürgermeister von Antwerpen unter eigener Lebensgefahr am Morgen des 9. Oktober mit einem Sekretär im Auto hinaus in die Feuerlinie der Deutschen und kündete durch Schwenken der weißen Fahne die Übergabe an. — Antwerpen war deutsch.

Die noch am Freitag nachmittag einziehenden Sieger fanden von der Besatzungsarmee nichts mehr vor als Berge belgischer Uniformstücke, die auf den Straßen herumlagen und von den Ausreißern mit Zivilkleidern vertauscht worden waren. Ganz anders, als vor Jahrhunderten einmal Kaiser Karl V. in der niederländischen Handelsstadt seinen Einzug hielt, umgeben von

Digitized by Google

Prunk und Pracht und empfangen von Antwerpens schönsten Frauen, bezog der General v. Beseler mit den Seinen das Antwerpener Quartier. Nur eine Abteilung militärischer Radfahrer, eine Brigade Infanterie, verschiedene Feldbatterien und ein Bataillon Pioniere rückten ein. Aber nicht, um den Sieg zu feiern, sondern um zu arbeiten. In zwei Stunden war die gesprengte Schiffbrücke über die Schelde wieder hergestellt.

Erst am nächsten Tag zog der Kern des deutschen Heeres ein. General v. Beseler, General v. Schulz und Admiral v. Schröder nahmen vor dem königlichen Palais die Parade über die 60000 Mann ab, die, obwohl zerschlagen in hundert Kämpfen, mit hellen Augen 5 Stunden lang vorbeimarschierten und Antwerpen mit dem Gesang der „Wacht am Rhein" und des Lutherliedes von der festen Burg erfüllten. Kompagnie auf Kompagnie, Regiment auf Regiment, Division auf Division zogen vorüber, alle, außer den Marinetruppen, die sich besonders bewährt, unscheinbar feldgrau, in bescheidenem Stolz auf neue Siege bedacht. Auf 12 Monate hatten sich die Belagerten eingerichtet. Die mitleidige Unerbittlichkeit der Deutschen hatte 12 Tage daraus gemacht.

Lange Wochen des Entsetzens waren der Stadt erspart worden, weil das deutsche Heer in gnädiger Unwiderstehlichkeit so kurzen Prozeß mit den verblendeten Belgiern und ihren falschen Freunden, den Engländern, gemacht hatte.

Mit Antwerpen war fast ganz Belgien deutsch. Die Armee hatte freien Rücken, und die Gefahr der Umfassung des rechten deutschen Flügels in Nordfrankreich war durch den Zuwachs neuer Kräfte gebannt. Zu Hause in Deutschland war die Nachricht vom Fall der zweitstolzesten Feste der Welt erst spät in der Nacht bekannt geworden. Als es am 9. Oktober von 10 bis 11 Uhr nachts auf allen Kirchen durchs Deutsche Reich hin läutete, und verschlafene Bürger neugierig zu den Fenstern heraus auf die Straße sahen, da dröhnte stolzer als je einmal eine Siegesnachricht in diesem Krieg das Wort an den Häusern hinauf:

Antwerpen gefallen!

Digitized by Google

Der Buschkrieg in den Argonnen.

„Ja und Verdun? Warum geht's dort so langsam vorwärts? Antwerpen ist doch auch in 12 Tagen gefallen!"

So hörte man in den ersten Kriegsmonaten die Leute sagen, die unter dem Namen Miesmacher bekannt sind und als Kriegsunken aus den Sümpfen des Kleinglaubens heraus Unheil verkündeten.

Da hilft wieder nichts, als der Ruf: Die Landkarte her! Die Situationspläne, die von den verkannten Strategen Deutschlands mit dem eingetauchten Finger auf den Biertisch gezeichnet wurden, entbehrten zwar nicht der Originalität und Neuheit, ließen aber an Genauigkeit doch etwas zu wünschen übrig.

Wer von Metz einen Strich gerade nach Westen zieht, der kommt aus der deutschen Festung an der Mosel über die nahe Grenze in die französische Kornkammer, die Woëvre-Ebene. Aus deren Westrand erheben sich die bewaldeten Felszüge der lothringischen Rippen mit der gepanzerten Rivalin von Metz, der Maasbefestigung Verdun. Von Verdun geht die wichtige Eisenbahnlinie nach Châlons und Paris. Wer ihr folgt, sieht, daß die Schienen das Tal und den Engpaß eines von Norden herkom-

Digitized by Google

menden Waldgebirges durchschneiden müssen, bevor sie in die sogenannte feuchte Champagne bei Châlons gelangen.

Dieses Waldgebirge sind die Argonnen.

60 km lang und 8 bis 10 km breit, legt es sich von Norden und Westen her vor die große Maasfestung. Um Verdun umarmen zu können, mußte der deutsche Arm den französischen Nebenbuhler, der sich auf die Argonnen stützt, zuerst wegstoßen. Zwar war die Lücke zwischen dem Südrand der Argonnen und der Maas breit genug, um einer vordringenden deutschen Armee Entwicklungsraum zu bieten. Aber die Bedrohung ihrer beiden Flanken aus dem Wald und zugleich aus den Forts von Verdun her wäre gleichbedeutend mit der Vernichtung gewesen.

Deshalb mußte dieser gewaltige Waldriegel zuerst eingedrückt werden, bevor die deutschen Artilleristen die gepanzerte Stadt durch ihre Lieblinge, die 42er, grüßen lassen konnten. Es ist gar kein Zufall, daß der beste Kenner der französischen Grenzlande westlich von Metz, der frühere Gouverneur der Festung selbst, der greise Generalfeldmarschall v. Häseler, mit seinem Stab als „eiserner Gottlieb" im Argonnenwald lag.

Erfahrene Leute sind der Ansicht, ein Hauswesen könne man am besten nach dem Zustand beurteilen, in dem sich sein stillstes Örtlein befindet, und ein Staatswesen an der Pflege, die seinen Wäldern zuteil wird. Wenn das richtig ist, dann kommt Frankreichs Kultur schlecht weg. Vom ersten Punkt soll hier die Rede nicht sein, obwohl gerade in diesem Punkt Frankreich nicht im besten Geruch steht. Aber was die Staatswirtschaft anlangt, so ist der ganze Argonnenwald nur eine einzige große Anklage gegen das französische Forstwesen.

Schon als unsere Soldaten nach dem Fall von Longwy und Montmédy und nach dem Durchbruch des Herzogs Albrecht von Württemberg durch die Luxemburgische Ecke in den letzten Augusttagen ungestört durch den Argonnenwald marschierten, und die Räder der Geschütze und Proviantwagen trotz des nicht gerade

Digitized by Google

schlechten Wetters tief in die wenigen schlecht beschotterten Straßen einsanken, da war ihres Verwunderns fast kein Ende über die Lotterwirtschaft, die aus dem ungeheuren Hügelwald mit dem holzwüchsigen Tonboden eine Buschwüstenei der schlimmsten Art hatte werden lassen. Aber der auf der ganzen Linie angeordnete strategische Rückzug der deutschen Armee vom 12. September brachte auch den Argonnenwald, der schon im Rücken der Unseren gelegen hatte, wieder in ihre Front.

Der Offensivplan des französischen Generalstabs hatte mit einer Möglichkeit der raschen Überflutung des eigenen Landes durch den Feind gar nicht gerechnet. Sonst wäre wohl schon im August der Argonnenwald besetzt gewesen. Was aber die deutschen Regimenter beim zweiten Vormarsch vorfanden, das war eine kunstgerecht ausgebaute Waldfestung, wie sie bisher noch kein Krieg gesehen hat. Das war nur möglich, weil die unglaubliche forstwirtschaftliche Vernachlässigung des Geländes den Wald in einen fast undurchdringlichen Unterholzbusch verwandelt hatte, nur überragt von einzelnen mächtigen Eichen mit herrlich entwickelten Kronen. Die standen, von Efeu und Waldreben dicht umsponnen, da als beredte Zeugen dafür, was hier hätte werden können, wenn sich mit der Freigebigkeit der Natur die Einsicht und der gute Wille der Staatsbeamten vereinigt hätten.

So mußte also Frankreich auf den Krieg warten, um aus seiner Mißwirtschaft in den Argonnen Nutzen ziehen zu können. Denn der dichte Busch bot zunächst einmal dem Verteidiger alle Vorteile und versetzte die Angreifer strategisch in die denkbar ungünstigste Lage.

Es war ein schwerer Tag, der am Morgen des 28. September für das vorgeschobenste Infanterieregiment der wieder westwärts drängenden deutschen Armee nördlich von Varennes begann. Das Regiment war zwei Tage vorher vor dem Rand des Argonnenwalds angekommen und hatte sich 300 m davor in den Schützengräben eingerichtet, die einige Wochen vor-

Digitized by Google

her von den Truppen des ersten deutschen Vormarsches hier angelegt worden waren. Zwei Tage gingen drauf auf Erweiterung der Gräben und auf Aufklärung des Geländes. Diese ergab, daß alle Waldwege mit Verhauen gesperrt waren, und daß hinter dem durch Dorngestrüpp dichtbewachsenen Unterholz der Feind in befestigter Stellung lag.

Also raus mit der Bande! Die Feldartillerie brachte ihre Geschütze in Position, und im Wald, der in allen Herbstfarben durch den stillen Nebelmorgen leuchtete, fing es an zu prasseln von stürzenden Ästen und Stämmen, und ein Zweig- und Blattregen ging nieder. Aber der Feind ließ sich weder sehen noch hören. Da half nichts, als die Nase kräftiger in den Wald hineinstecken. Eine Kompagnie ging schwärmend vor, bekam aber ein solch unsinniges Feuer aus der Höhe und von unsichtbaren Schützen, daß sie sich in den Hohlweg eines scheinbar vernachlässigten Waldeingangs retten mußte, um nicht aufgerieben zu werden. Aber kaum hatten sich unsere Feldgrauen an die schützenden Böschungen der kleinen Schlucht gedrückt, als auch aus der Flanke her die Kugeln mit ihrem hohen Diskant angesungen kamen. Erst, als der Regimentsadjutant allein mit einem Befehl heranritt und das allgemeine Feuer der Rothosen auf sich zog, dem er wie durch ein Wunder entging, konnten die Unseren aus dem Hohlweg heraus beobachten, wie Gruppen von 3—5 Franzosen bequem auf Kanzeln in den Baumkronen der Eichen saßen und von dort herabschossen. Das waren alles Vorposten einer tief im Wald versteckten großen Barrikade, die von einer deutschen Schleichpatrouille entdeckt worden war. Als die Reihen des Bataillons, zu dem die vordringende Kompagnie endlich angewachsen war, immer mehr gelichtet wurden, ohne daß man den wohlversteckten Banditen beikommen konnte, setzte der Regimentskommandeur auf einen Schelmen anderthalbe und ließ zum Sturm auf die Barrikade im Wald blasen.

Dieser tollkühne Entschluß fuhr den Franzosen nun doch in die Glieder. Die Vorposten rutschten wie die Affen von den

Digitized by Google

Bäumen herab, um noch rechtzeitig hinter ihre Hauptstellung zu gelangen. Die meisten blieben als große, rote und blaue Tupfen zwischen dem Unterholz auf den bunten Blätterpolstern liegen. Eine Stunde lang verteidigten die paar hundert Mann der Waldbarrikade ihre Stellung mit großer Heftigkeit, stoben aber dann plötzlich in wildem Durcheinander nach verschiedenen Richtungen ins schützende Waldesdunkel. Aber auch das junge Regiment, das durch den Sturmangriff sich in den Besitz des äußersten Waldrandes gesetzt hatte, zählte beim Sammeln am Abend innerhalb der rasch hergestellten kreisförmigen Astverhaue viele Tote. Man hatte die großen feldgrauen Tupfen nur nicht so gut gesehen, wie die roten und blauen. Aber das Wichtige war vollbracht. Der Feind hatte das Fürchten gelernt und sich einige hundert Meter hinter den nächsten schützenden Abschnitt zurückziehen müssen. Der schwere Anfang des Buschkriegs in den Argonnen war getan.

In den Tagen von Ende September bis Mitte Oktober wurde so wie an dieser einen Stelle der ganze Rand des Argonnenwalds, zumeist nach vergeblichem Artilleriefeuer, durch verlustreiche Sturmangriffe in unseren Besitz gebracht. Überall stieß man nach den ersten 300 Metern der Buschwildnis auf die ersten großen Verschanzungen, die ganz mit Blattwerk überdacht und mit fast unsichtbaren Schießscharten versehen waren. Kochanlagen, so gut mit Eßgerät, und Wohnhöhlen, so gut mit Decken und häuslichen Bequemlichkeiten eingerichtet, daß sie den Wunsch der Franzosen auf einen längeren Aufenthalt verrieten, als er ihnen beschieden war, fielen in der ganzen Linie den Unseren in die Hände. Aber erst das Waldinnere ließ die ganze Schwierigkeit des Geländes erkennen.

Feuchte, dunkle Schluchten rissen die Anhöhen, die über 200 m emporstiegen, in einer Tiefe von meist 100 m auseinander, und regelmäßig war der gegenüberliegende Schluchtrand festungsartig verstärkt. Je tiefer man in den Busch drang, desto mehr bildeten die zähe Birke und die harte Eiche das Niederholz, das

Digitized by Google

in dem fetten Boden meist aus den Wurzelstöcken der abgeschlagenen Hochstämme herauswuchs. Fallholz, Schlingpflanzen und Farnkräuter boten den Alpenjägern undurchdringliche Hinterhalte. Blockhäuser und Köhlerhütten waren in planmäßige Befestigungsanlagen verwandelt. Die breiteren Waldwege wurden durch kolossale Baumkronen versperrt, die, noch mit Pfählen durchsetzt und mit Stacheldraht dicht durchzogen, ganz bitterböse Hindernisse bildeten. Der Nachteil, daß sie auch das Schußfeld für die Franzosen beeinträchtigten, wurde durch die zahlreichen Schußkanzeln auf den Bäumen wieder gut gemacht. Den ganzen Wald durchzogen lange Laufgräben. Tief und schmal gingen sie hügelauf, hügelab durch speckigen Lehmboden und brüchige Kreidefelsen, um Moorbrüche herum und durch von Waldgras überwucherte Heiden, verschwanden hinter Haselbüschen und Dorngestrüpp, zerstörten die Wurzelarme einsamer Baumriesen und die Gänge der wilden Kaninchen und ihres Feindes, des Vetters Reineke. Aus Steinbrüchen und Kreidegruben waren kleine, starke Forts zurechtgebaut worden, und wo sonst nur ein paar Köhler oder armselige Wilddiebe in der wildarmen Wüstenei ihr Wesen trieben, hatten sich die Franzosen auf den stärksten kriegerischen Widerstand eingerichtet. Landhäuser und kleine Schlößchen an den Rändern des Walds waren in wahre Zitadellen verwandelt, aus deren Schießscharten Geschütze und Maschinengewehre drohten.

So blieb unsern Feldgrauen nichts übrig, als in die Hände zu spucken und als ehrliche Maulwürfe sich an den Feind heranzuarbeiten. Hinter Verschanzungen von Sandsäcken, die oft noch mit Stahlblenden abgedeckt werden mußten, um unsere Leute vor dem Kugelregen der Franzosen zu schützen, entstanden hunderte Kilometer von Laufgräben, die bis dicht vor das feindliche Drahthindernis herangetrieben wurden. Oft aber brauchte es Wochen, um nur kurze Stücke zu vollenden. Der Infanterist wurde zum Bergmann. Was nicht oberirdisch ging, wurde unterirdisch versucht. Mehr als einmal stießen die Minierer mit dem

Digitized by Google

von den gleichen Sprengplänen beseelten Feind unter der Erde zusammen. Der Herbst und der Winter halfen den deutschen Bataillonen bei dieser Arbeit, indem sie die Büsche und Bäume entlaubten. Und je kahler die Äste wurden, desto häufiger geschah es, daß nach einem Feuerhagel, den unsere Schützengräben in die Höhe spien, da und dort blaue Alpenjäger aus den Baumkronen herabhingen, in denen sie sich festgebunden hatten.

War so der Feind durch zähe Beunruhigung mürbe gemacht, dann erfolgte im Morgengrauen der Sturm. Mit schweren Drahtscheren, Äxten und Handgranaten bewaffnet, drangen der Sturmkolonne Pioniere und Freiwillige als Winkelriede voraus und bahnten Gassen durch das rasch niedergerissene Draht- und Astgewirr. Unter wahren Wolkenbrüchen von Geschossen liefen dann die Sturmkolonnen vor, sprangen in die feindlichen Gräben, und was sich nicht ergab, das brachten Bajonett und Kolben zur Vernunft. Oft waren so 100, oft auch nur 50 m dem Feind abgerungen worden, und dann begann das Graben von neuem, bis die nächste Stellung sturmreif war.

In den Kämpfen des Argonnenwalds ließen es beide feindliche Seiten nicht an Überraschungen aller Art, besonders mit neuem Kriegsgerät, fehlen. Oft war das Neue auch schon alt. So fanden sich unter den eroberten französischen Geschützen die ehrwürdigsten Raritäten aus Kriegsmuseen. Mörser aus der Zeit Ludwigs XIV. waren zu Minenwerfern umgearbeitet und Stückkanonen mit ziseliertem Zierat aus den Erbfolgekriegen versahen Haubitzendienste. Die Handgranaten wurden zuerst von den Franzosen geworfen. Aber bald verdrossen die Deutschen die Erfinder mit immer neuen Arten des Wurfgeschosses. Auch Schleudermaschinen ältester Konstruktion kamen auf deutscher Seite zu Ehren. Lautlos jagten sie die Lufttorpedos in die Baumwipfel, die von dort durchs Geäst in die französischen Schützengräben fuhren, ohne sich von den Franzosen, die sie aus Ärger „Ofenrohre“ tauften, in ihrer respektgebietenden Wirkung stören zu lassen.

Digitized by Google

Die ganze Zähigkeit des Widerstandes zwischen den beiden Feinden begann erst etwa 4—5 km westlich vom Ostrand des Waldes. Dort erheben sich mitten auf ödem Heideland inmitten von Erikagestrüpp schöne Inseln von Hochwald, die aber den Nachteil hatten, daß sie den Kämpfenden für Tage und Wochen wegnahmen, was der Mensch am meisten bedarf, das Licht. In diesen Waldfinsternissen spielten sich die Feuerkämpfe besonders gegen Abend ab, wenn auf beiden Seiten die notwendige Ablösung in den Schützengräben erfolgte und warmes Essen von den hinteren Linien herangebracht wurde. Das war die Lieblingsstunde, wo die Franzosen mit ihren Scheinwerfern das Waldesdunkel durchleuchteten und Salve auf Salve mit einer ungeheuren Munitionsverschwendung abgaben. Grelle Leuchtkugeln machten auf Augenblicke die Nacht zum Tage, die Maschinengewehre hämmerten, die Berge gaben den scharfen Donner der gellenden Gebirgsgeschütze hin und wieder, und die schaurig großartige Szenerie der schweigenden, vom Geschoßhagel tief verwundeten Baumriesen erhöhte den düsteren Eindruck.

Indessen, unsere Höhlenbären des Argonnenwaldes verfügen über gute Nerven, und es kamen noch Tage, wo dichter Nebel einen willkommenen Waffenstillstand auf beiden Seiten brachte. Dann trieb der Soldatenhumor seine gesunden Blüten. Im „Haus zum frierenden Baumaffen", oder in der „Villa der fünf Franzosenfresser", oder in der „Kaufhütte zum billigen Jakob", oder in der „Villa Skatklub 1914" saßen unsere Feldgrauen bei Ofen, die sie mit den Holzkohlen eines eroberten Meilers feuerten, rauchten, spielten, sangen und nahmen das Leben von der besten Seite. Es wurden Geschäftsstellen des Verschönerungsvereins für den Argonnenwald gegründet, Verbesserungen der Postbriefkästen im Wald beraten und manchmal auch Schönheitskonkurrenzen zwischen den immer bärtiger werdenden Kriegern veranstaltet.

Manche Kompagnie hatte aber auch in der Person eines Privatdozenten oder Gymnasialprofessors ihren Historiker bei sich, und der las an besonders stillen Tagen Kolleg über die Ge-

Digitized by Google

schichte des Argonnenwalds. Da vernahmen dann unsere rauhen Burschen, wie es ihre Väter im Siebziger Krieg mit den Argonnen leicht hatten und wie Verdun, damals allerdings noch eine Festung alten Stils, Ende September eingeschlossen, schon Anfang November fiel. Der Ruhm des Argonnenwalds in der französischen Geschichte, der dem des Teutoburger Walds in Deutschland gleichkommt, stammt aus dem 18. Jahrhundert. Hier schlug die Revolutionsarmee der ersten französischen Republik die vereinten französischen Ordnungstruppen und die preußischen Heere. Bei Valmy, am Rand der Champagne, fand die berühmte Kanonade statt, die Goethe zu dem Ausspruch veranlaßte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen!“ Die Deutschen waren damals bescheidene Leute, denn der Ausspruch des Olympiers war weniger eine Prophezeiung als ein Trost für die geschlagenen deutschen Offiziere. Goethe wohnte im Gefolge seines Herzogs dem Kampfe bei und tröstete die melancholisch gewordenen Führer des Heers mit Philosophie über die mangelnde Strategie. Was ist das heute doch für eine andere Zeit! Das Volk der Dichter und Denker ist auch das Volk der Dampfhämmer, der Maschinengewehre und der stählernen Nerven geworden.

Wenn aber der Historiker verstummte, dann trat der Geograph und Geologe vor und erklärte seine auf einem großen Brett aus Ton modellierte Reliefkarte des Waldgebirgs. Da sah man, wie die Argonnen der ganzen Länge nach durch das tief eingeschnittene Tal der Biesme geteilt werden, die bei Vienne-le-Château nach Westen zur Aisne durchbricht. Ein anderer tiefer Taleinschnitt bricht das Gebirge in einen nördlichen Abschnitt von 20 und in einen südlichen von 40 km auseinander. Sehr deutlich ausgeprägt war auf dem derben Kunstwerk auch der Engpaß Les Islettes, der im südlichen Abschnitt die Straße und die Eisenbahn von Verdun nach Châlons-sur-Marne verbirgt, nach der unsere Feldgrauen so große Sehnsucht hatten, um die Verbindung zwischen der Maasfestung und Paris endgültig zu unterbrechen.

Digitized by Google

Kleine, aus Holz geschnitzte Miniaturfuhrwerke bezeichneten die wenigen Straßen, die mit Beschotterung oder Pflaster versehen und für schwere Transporte überhaupt brauchbar sind. Es sind nur wenige, nämlich die Straße von Verdun nach Ste. Menehould, die von Verdun nach Neuville, die von Stenay nach Vouziers über Grandpré und eine andere über Buzancy. Kleine Zinnsoldaten, am Süd- und Westhang aufgestellt, markierten den Weg, den General Manteuffel anno 1870 mit seinen Truppen ging, als er nach der Übergabe von Metz gegen die Oise vorrückte.

Und wenn der Geograph seinen Vortrag beendet hatte, erzählte ein junger Leutnant, der von Anfang an dabei war, den erst später in den Wald nachgerückten Ersatzmannschaften die Geschichte, wie der erste General fiel. Er konnte gut erzählen, der junge Leutnant. Seine Geschichte lautete aber so:

„Als in den ersten Tagen der Randkämpfe in den südlichen Argonnen jedes Mittel der Aufklärung versagte und die Patrouillen meist nicht mehr zurückkamen, beschlossen wir die höchste Anstrengung unserer Kräfte. Eine Brigade setzte zum Sturm an, mit dem General selbst an der Spitze. Der General ging plötzlich mit uns aus seinem Stande vor, und nun setzten wir uns selbst, als das Signal ertönte, an die Spitze unserer Brigade. Mit gezogenem Revolver stürzte ich mit dem General auf einer Lichtung in heftigem Feuer vor. Ich kam 50 m weit und sah plötzlich, daß ich mich allein befand, weil viele verwundet liegen geblieben waren. Ich kroch zurück und feuerte die Leute zu einem neuen Sturm an. Auf einmal kroch der Brigadeadjutant an mich heran und zeigte mir eine Leiche: Unser General, den die Kugeln beim ersten Sturm, ohne daß ich es merkte, niedergestreckt hatten, war gefallen. Um uns pfiffen die Geschosse eines völlig unsichtbaren Feindes, und nur der Aufschrei der Feldgrauen neben mir zeigte die tödliche Wirkung. Als ich meine sämtlichen Kugeln verschossen hatte, stellte ich mich aufrecht hin und übernahm, da der Adjutant mit einer Meldung zurückgehen mußte, über die in meiner Nähe befindlichen Truppen das Kom-

Digitized by Google

mando. Mit allen Mitteln versuchte ich, den Sturm durchzusetzen, doch es war nicht möglich, weiter vorzukommen. Immerhin hatten wir etwa 200 m gewonnen und lagen 50 m vor dem Feind. Den ganzen Tag hielten wir uns in dieser Entfernung vor dem Gegner, während die Kugeln nur so um uns herumsausten. Im Schutze der Nacht gingen wir dann zu unserem Stande zurück.

Unter großen Schwierigkeiten gelang es uns, die Leiche des Kommandierenden zu bergen. Am nächsten Morgen grub ich selbst mit einigen Leuten meinem lieben General an der Stelle, wo er zuletzt neben mir, eingewickelt in einer Decke, seine Nachtruhe verbracht hatte, unter vier mächtigen Eichen ein Heldengrab. Einen Kranz von Ginster pflanzte ich um die Stätte. Er selbst lag ruhig, wie schlafend auf seiner Bahre. Am Nachmittag war das Begräbnis. Eine Kompagnie stand mit enthüllter Fahne als Ehrenwache, und der Divisionspfarrer hielt eine Ansprache. Währenddessen dröhnten unsere Haubitzen, und die Granaten des Feindes schlugen 200 m vom Grabe ein. Dazwischen mischte sich das Gewehrfeuer, das heftig durch den dichten Wald knatterte. Es war das Heldenbegräbnis eines an der Spitze seiner stürmenden Brigade gefallenen Generals!"

Von den Franzosen hörte man, daß sie in ihren Schützengräben Variétévorstellungen veranstalteten und daß ihre Unterhaltung leicht ins Zirkusartige überging. Auch an aufgefundenen Damenkorsetts, deren menschliches Zubehör sich dann und wann auch zu der siegreichen deutschen Besatzung der eroberten französischen Befestigungen verirrte, hat es nicht gefehlt. Die Deutschen vertrieben sich ihre Zeit außer mit Rauchen und Kartenspiel und Erzählen mit Körperübungen, künstlerischen Spielereien, Geschichts- und Geographiestudium. Das sind auch wieder die Nerven! Und diesen deutschen Nerven war es zu verdanken, wenn monatelang in kleinen Einzelkämpfen und als Ergebnis der Befehle unsichtbarer Führer, die ausgeführt wurden, ohne daß man

Digitized by Google

ihre Absicht und ihr Endziel kannte, der Argonnenwald zu einem großen Teil von den Franzosen gesäubert wurde.

Diese fast übermenschliche Arbeit beanspruchte über ein halbes Jahr. Die ersten Angriffe in dem nordöstlichen Waldwinkel Ende September machten rasch eine gleichzeitige Aktion von Nordwesten her nötig. Erst unter diesem doppelten Druck wich der Feind nach Süden aus. Mitte Oktober wurden den Franzosen die Barrikaden Pavillon und St. Hubert entrissen. In der zweiten Oktoberhälfte waren die Deutschen bis auf 400 m an den Ort Four le Paris herangekommen.

In der zweiten Novemberwoche nahmen wir verschiedene wichtige Stellungen in der Richtung auf den durch unsre Artillerie gänzlich zerstörten Marktflecken Vienne le Château. Doch gelang es immer noch nicht, beherrschende Stellungen im Rücken von Verdun zu erobern. In der ersten Januarwoche wurden Zugänge zur Römerstraße bei Ste. Menehould erreicht. Allein die Kämpfe um diese Stellungen haben den Franzosen in den Tagen vom 8.—12. Januar 3000 Mann an Gefangenen und Toten gekostet. In einem anderen Sturmangriff, der von württembergischen Regimentern am 29. Januar durchgeführt wurde, fielen 740 Mann mit 12 Offizieren in unsere Hand, und 1000 tote Franzosen bedeckten das Schlachtfeld. Die Gesamtverluste der Franzosen in den Argonnenkämpfen betragen ein ganzes Armeekorps, die deutschen kaum ein Drittel davon. Die Zahl der eroberten Maschinengewehre, Minenwerfer und Revolverkanonen geht weit über 100 hinaus.

Der Geschichtsschreiber empfindet ebenso wie der Leser das Bedürfnis, dem Feinde volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und es hat in dem großen Krieg gegen Frankreich auf der Seite des Feindes weder an einzelnen Helden noch an ganzen Heeresabteilungen gefehlt, die sich heldenhaft schlugen. Aber gerade in den Argonnen haben es uns die Franzosen schwer gemacht, ihnen die Anerkennung zu zollen, die wir ihnen ungern vorenthalten. In keinem Kampfgebiet sind uns so viele Anordnungen,

Digitized by Google

geheime Erlasse, Befehle und Briefe in die Hände gefallen, in denen kommandierende Generale mit den schwersten Drohungen die Unlust der Soldaten am Kriege aufzupeitschen versucht haben. Eine geheime persönliche Anweisung des kommandierenden Generals des 2. französischen Armeekorps stellte mit Bedauern fest, daß die Gefechtstätigkeit sich ausschließlich auf starre Verteidigung beschränke und schließt mit den Worten: Es ist unbedingt nötig, daß dies anders wird! Anfang Januar erschien vom Oberbefehlshaber der 4. Armee ein Erlaß gegen die zunehmende Selbstverstümmelung. Der General Fouborge von der 3. Division drohte Ende Dezember, unerbittlich gegen Offizier und Mann einzuschreiten, der nicht bis zum Äußersten die Stellung hält. Das italienische Hilfskorps der Garibaldianer wurde Mitte Februar, fast gänzlich aufgerieben, nach Bar-le-Duc zur Erholung geschickt, weil es sich dieser Art von Kämpfen nicht gewachsen zeigte. Das zweite französische Armeekorps hat in den Argonnenkämpfen einen derartigen Zusammenbruch erlitten, daß seine Reste ganz aus der Kampflinie herausgezogen werden mußten. Und wenn der Mitte Januar gefangene Stabsoffizier Major Guinard unseren Offizieren erklärte, daß die Franzosen schlecht orientiert waren über die Leistungsfähigkeit des deutschen Heeres, daß man die Russen weit überschätzt, die Deutschen aber überhaupt nicht gekannt habe, so wäre es zu viel der Bescheidenheit, wenn wir dieses gegnerische Urteil korrigieren wollten.

Digitized by Google

Die draußen und die Zurückgebliebenen.

Der Krieg ist ein Sieb. Zunächst scheidet er die Wehrfähigen von den Untauglichen und jenen Männern, denen ihr Alter die Pflicht auferlegt, zu Hause nach dem Rechten zu schauen. Dann sondert er noch einmal die Zurückgebliebenen nach Edelleuten und Gemeinen. Denn was an Gold im Menschen ist, das bringt der Krieg an den Tag; bei den Kleinen und den Großen, den Reichen und den Armen, den Klugen und den Toren. Schlecht würde es zu unseren Hoffnungen auf das neue größere Deutschland passen, wenn wir es verschwiegen, wie unter dem Massenschritt der Mobilmachung und dem ersten Kanonendonner, der über den Rhein und über die Memel herüberdrang, auch Verzagtheit und Kleinmut sich offenbarte. Verdrießliches Herumseufzen und wehmütiges Gejammer über Unvollkommenheit der Menschheit und heimliches Maulen über den Rückgang der Geschäfte gingen zusammen mit düsteren Prophezeiungen über diese „Strafe Gottes".

Einverstanden! Strafe Gottes, wenn ihr es so nennen wollt. Aber Deutschland hat sie auszuteilen!

Und die Zaghaften mit den Köpfen in den Schultern, die solche grobe Antwort auf die Ängste ihres zittrigen Gewissens er-

Digitized by Google

hielten, drückten sich, nicht ohne vorher geäußert zu haben, man werde es ja schon sehen, was es heiße, so viele Feinde aufs Mal! Viele Hunde seien des Hasen Tod — und was ähnliche schlecht angebrachte Redensarten noch waren.

Aber dies alles spielte sich nur hinter den Biertischen oder in verschwiegenen Ecken ab. Wenn ein Sieg gemeldet wurde, waren die Zweifler die ersten, die die Fahnen zu den Fenstern hinaushingen und taten, als hätten sie selbst die Schlacht geschlagen, um dann zwei Tage darauf, wenn einmal Nachrichten ausblieben, wieder ihre lahme Weisheit zu verzapfen. Diese Leute waren in den ersten Wochen der Mobilmachung eine Landplage gewesen. Sie sahen überall feindliche Flieger in der Luft, hörten russische Autos mit französischen Milliarden nächtlicher Weile durchs Land sausen, witterten hinter jedem Unbekannten einen Spion, und wenn sie etwas Erspartes auf einer Kasse hatten, so rannten sie, um es abzuheben und in einem Strumpf in der Matratze zu verstecken. Sie verproviantierten sich, als ob sie in einer belagerten Stadt wohnten, jammerten um die Angehörigen, die in den Krieg ziehen mußten, und erschöpften die Geduld der anderen mit ihren düsteren Prophezeiungen.

Das waren die Verzagten, die vom Teufel des Zweifels an des Vaterlands Kraft gefoltert wurden. Sie waren in Friedenszeiten auch nicht anders gewesen, aber der Krieg hatte die geringen Stützen ihres Inneren ganz zusammenbrechen lassen. In kraftvoller und wohlgewürzter Sprache veröffentlichten die Polizeipräsidenten mehrerer Städte Erlasse gegen diese Helden, ohne daß es geholfen hätte. Sie kamen zur Vernunft erst wieder als an den großen Siegen Deutschlands auch der schwächste Glaube nicht mehr zweifeln konnte.

Aber so wenig diese Kleinmütigen zum größeren Ruhm des Vaterlands übergangen werden konnten, so wichtig ist es doch auch, zu zeigen, daß es ihrer nicht allzuviele waren. Ebenso stand es auch mit den Übereifrigen und Allzugeschäftigen, die im Kriege zu allererst eine gute Gelegenheit witterten, um auch einmal jemand von Belang und Bedeutung zu sein und mit farbigen

Digitized by Google

Binden am Arm in Lazaretten und Bahnhöfen den Mitmenschen ihre Wichtigkeit zu beweisen. Die Frauenzimmer aus hohen und niederen Ständen wurden es aber durch Mannsleute von Ansehen und Gewicht sehr bald inne, daß die Zeiten, wo man an französische Gefangene Blumen, Schokolade und dazu liebliche Auglein, an deutsche Verwundete aber nur Unarten verschenken durfte wie anno siebzig, für immer vorbei waren.

Das waren die Gemeinen.

Die Edelleute des Alltags waren aber ihnen gegenüber weit in der Übermacht, und so wie in der Kaserne und im Feld zwischen den Soldaten und zwischen den Offizieren und der Mannschaft eine achtungsvolle Vertrautheit alle Unterschiede überbrückte, so lebte zwischen den Kerntruppen der Zurückgebliebenen der Geist freundschaftlicher Wertschätzung auf. Da schüttelten sich alte Bäuerlein und würdige Professoren, stille Handwerksleute und hohe Beamte, blasse Verwundete und behäbige Wohltäter die Hände über jede gute Nachricht. In den Tabakläden hielten die Kunden vertraute Plauderstündchen und legten jedem grämlichen Besserwisser die Hand kräftig auf den Mund. Die meisten Geschäftsleute, die Männer der Feder, die Anwälte, alle standen jetzt mehr vor den Häusern als in ihren Büros und Sprechzimmern. Aber wenige hörte man klagen. Die Wirtshäuser leerten und die Straßen füllten sich. Ein wundervoller Spätsommer leuchtete über den großen Geschehnissen jenseit der Grenze, und was die Zurückgebliebenen durch die täglichen Extrablätter erfuhren, das schlang ein Band freudigen Stolzes um alle. Mehr als einmal wehten schon in den ersten Wochen von den höchsten Kreuzblumen der Kirchen die Fahnen, und die Glocken dröhnten, nicht mehr zum Sturm, sondern zum Jubel.

Die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen waren kurz, redlich und nüchtern. Die Kriegsbeute und die Zahl der Gefangenen nach einer Schlacht waren zuerst immer zu niedrig angegeben und mußten oft bedeutend nach oben abgerundet werden. Das verbreitete unter den Zurückgebliebenen ein durch nichts zu ersetzendes Gefühl der Ruhe und Sicherheit. Man wußte: Keine

Digitized by Google

Schlappe wurde verschwiegen, keine Niederlage beschönigt und kein Sieg vergrößert. Die Journalisten, dieses Bataillon unscheinbarer Leute, mit den Locken in der Stirn, den scharfen Gläsern vor den Augen und der schweren Arbeitslast auf den Schultern, hatten im ersten deutschen Generalquartiermeister v. Stein einen Kollegen und Meister gefunden, der ihnen täglich die besten Stoffe zu ihren Leitartikeln und Feuilletons gab. Er war bald ebenso volkstümlich, wie anno siebzig der Generalpostmeister v. Stephan mit seiner Feldpost.

Allerdings Stephans Nachfolger Kraetke hat dessen Lorbeeren nicht so rasch geerntet. Alles hat geklappt bei der Mobilmachung und auch in den darauffolgenden Wochen und Monaten, nur die Feldpost hat zuerst nicht geklappt. Nicht einmal die heimatliche Post. Briefe, Geldsendungen, Pakete brauchten Wochen, um anzukommen, oder als angeblich unbestellbar an die Absender zurückzugehen. Die sorgenden Mütter, die die schönsten Pakete für den Sohn im Feld oder für die allerjüngsten Freiwilligen auf dem Truppenübungsplatz zusammenrichteten, hatten schwere Tage und Wochen. Aber auch sie gingen vorbei, und wenn vom Generalquartier die Mitteilung kam, da oder dort sei die Feldpost lange zurückgehalten worden, um dem Feind durch gar nichts unsere Bewegungen zu verraten, so tröstete man sich mit den großen Siegen über die kleinen Pakete. Später ging dann alles um so besser.

Überhaupt zeigten uns die ersten Zeiten des Krieges wieder einmal erfrischend, was alles der Mensch leicht erträgt, wenn er muß. Ohne Telephon, ohne Telegramme — (denn sie brauchten in den ersten Wochen zwei bis drei Tage) — ohne Schnellzüge, wie kann man da noch leben? Sehr gut kann man leben. Wir lernten eben wieder das nützliche Warten und die größte aller Tugenden, die Geduld. Viele lernten sogar in der Not ihrer Angst um die Angehörigen wieder mit dem Herrgott reden. Das Opferbringen wurde wieder eine Freude, und die Kassen vom roten Kreuz und andere Hilfsquellen füllten sich. Das frohe Leben der Tätigkeit kehrte wieder ein. In den Kaffeestunden

Digitized by Google

strickten die Frauen Strümpfe für die Soldaten und schnitten die alten Leintücher zu Fußlappen zurecht; die Bauern brachten vom Überfluß ihrer Obstbäume und Rebberge in die Lazarette, und jedes tat, was es konnte. Am eifrigsten aber waren die jungen Frauen, die, eben noch Mädchen, nach einer raschen Nottrauung den Gewonnenen ziehen lassen mußten.

Tausende solcher Nottrauungen fanden in den großen Städten in den ersten Tagen der Mobilmachung statt. Und auch später trat noch manche Braut mit dem schon in der feldgrauen Uniform steckenden Bräutigam vor den Altar. Mädchen wurden Frauen, weil sie lieber junge Witwen, als Ungetreue sein wollten. Je weiter der Krieg sich aus dem Sommer in den Herbst hineinzog, desto häufiger wurde denn auch auf den Straßen und in der Elektrischen die schwarze Witwentracht der jungen Frauen. Die Zeitungen brachten täglich größere Verlustlisten, und die Todesanzeigen der auf dem Feld der Ehre gefallenen Helden überdeckten ganze Seiten. Der Krieg, dessen Schatten bis jetzt die Zurückgebliebenen nur gestreift hatte, kam jetzt ins Land im Zug der Toten, deren Leiber draußen, irgendwo in Feindesland, eingeschlagen in ihre eigenen Zeltbahnen mit den gefallenen Kameraden zusammen den letzten Schlaf schliefen. Und während das Eisen des Krieges immer mörderischer über die Völker hinfuhr, und die Axt nicht nur über das Gestrüpp ging, sondern auch Edelgewächs traf, wurde bei den Zurückgebliebenen das Leben immer einfacher und besonnener. Wenn der Krieg auch keine Strafe für uns war, so dann doch vielleicht eine Gnade oder gar eine Rettung! Das wurden Viele inne, und sie atmeten inmitten der Schrecken auf. Hart an dem Abgrund war Deutschland gestanden, in dessen Tiefen das französische Volk schon halb versunken ist. Und nicht nur die oberen Klassen allein! Der unernste Geist eines geistreichen Behagens und eines streitsüchtigen, rechthaberischen Gehirnlebens hatte sogar schon von manchem unserer Dichter und Denker Besitz ergriffen. Auf weichen Pfühlen saß das geschwollene Bewußtsein angeblicher Hochkultur und fühlte sich als Herrscher. Deutsche Männer mit hellen Augen und tapferen

Digitized by Google

Herzen hatten die Gefahr längst erkannt und laute Warnungsrufe erschallen lassen. Nicht ganz ohne Erfolg. Aber das Signal zur Umkehr gaben erst die Kriegstrommeln, auch für die Zurückgebliebenen. Man wollte keine aufgedonnerten Damenkleider und keine geschminkten Gesichter mehr sehen.

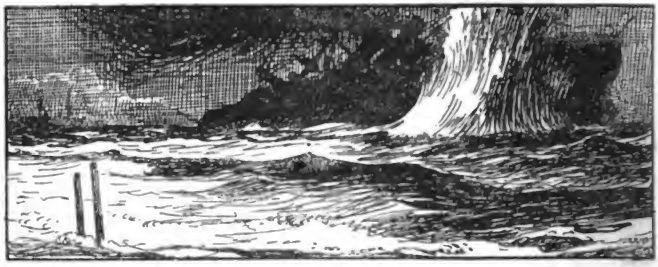
Der Rat vornehmer Modezeitschriften, daß es auch in den besten Kreisen nicht mehr gegen die gute Sitte verstoße, „Rot aufzulegen", wurde wieder als das empfunden, was es war, als eine Schmach. Der alte Germanensinn für kraftvolle Reinheit des Menschen wachte wieder auf.

Und während die Unseren auf den Schlachtfeldern darbten und litten und stritten, bahnte sich bei den Zurückgebliebenen das Verständnis dafür an, was sie zu Hause im Frieden alles gut zu machen hatten.

Es war, als ob der Krieg uns alle zu besseren Menschen machen wollte. Mancher hielt Einkehr bei sich und den Seinen. Wir fingen wieder an, auch das zu achten, was „nicht weit her" war. Das Unsere! Eine Mobilmachung des Geistes und der Herzen begann, und ein Frühlingssturm nationaler Selbstbesinnung brauste über das Land. Wir empfanden den Krieg immer mehr als Reinigung. Unsere Feinde erhielten von unseren Gedanken, was sie verdienten: das verblendete Frankreich unser Bedauern, das barbarische Rußland unsere Verachtung, das heuchlerische England aber unsere ganze Wut.

Aber die Krönung der Mobilmachung unter den Zurückgebliebenen war die Goldprobe, die sie im eigentlichen Sinne des Wortes bestanden, als die Regierung zunächst einmal ein und eine halbe Milliarde von der vom Reichstag bewilligten Kriegsanleihe zur Zeichnung auflegte. In wenigen Tagen waren statt den verlangten anderthalb Milliarden deren vier und eine halbe gezeichnet. Nicht einmal die Dienstmädchen, die Erspartes hatten, wollten unter den Zurückgebliebenen ihr Pfündlein vergraben. Es war überall, auch daheim, herrlich wahr geworden, was die jetzt ins Feld ziehenden Regimenter sangen: Mit Herz und Hand fürs Vaterland, fürs Vaterland!

Digitized by Google



Der Kampf mit dem Erzfeind.

Unſer Erzfeind iſt Albion.

Frankreich war vierundvierzig Jahre lang nicht müde geworden, uns immer wieder mit dem Tag ſeiner Rache zu drohen. Der galliſche Hahn krähte allezeit überlaut auf dem Miſt ſeiner faulen Kultur. Aber wir wußten wenigſtens, woran wir waren. Das böſe Brummen des ruſſiſchen Bären war immer gut vernehmbar geweſen, und der Moskowiter Petz hatte ſich nie beſondere Mühe gegeben, ſeine unerſättliche Gier zu verbergen. Der Leopard aber, der engliſche, ſpielte immer die vornehme Beſtie, tat als ob er ſich nur ſonnte, wand ſich mit der läſſigen Grazie der Tiere, denen die Welt gleichgültig iſt, weil ſie doch von allem genug haben, und verbarg ſein kühles Räuberherz unter dem glatten geſprenkelten Fell.

Albion iſt das Land der Niederträchtigen mit der guten Erziehung und das Paradies der frommen Seeräuber. Sie haben den Krieg nicht angefangen. Pfui über einen ſolchen Gedanken! Sie haben nur die Höllenhunde des Krieges gehätſchelt und geſtreichelt, und, als dieſe kräftig an der Kette zerrten, ſie mit einem gefühlvollen Seufzer losgelaſſen.

Digitized by Google

Als aber Albion mit der Heuchlerträne über Belgiens Schicksal, das es selbst heraufbeschworen hatte, Deutschland den Krieg erklärte, legte es in seinem Opfermut für die Verbündeten eine Gemächlichkeit an den Tag, die verriet, daß ihm die eigene Schonung doch über alles ging. Und wie bei seinen Landtruppen, so war es bei seiner großen Flotte. Zwar hatte der kühle Größenwahn der Herren des Inselvolks sich vor dem Krieg dahin vernehmen lassen, Deutschland würde schon am Morgen nach der Kriegserklärung in seinen Zeitungen lesen, daß es eine Flotte besessen habe, aber der erste Kreuzer, der in diesem Kriege sank, war ein englischer, und seine Versenkung hatte fast vor Londons Mauern ein kleiner deutscher Bäderdampfer durch Minen besorgt. Wie die Ratten — verkündete der maultapfere Minister Churchill — würde er die deutschen Schiffe in ihren Häfen ausgraben, aber auf die Vorarbeit zu dieser fröhlichen Wasserjagd, auf die Beschießung von Helgoland, wartete Deutschland vergebens.

Darum haßten wir dieses Volk mit der ganzen Inbrunst unserer Wut, weil es nicht den Mut seines Größenwahns, sondern nur die Vorsicht seiner Eitelkeit hat. Es kennt keine Begeisterung, weil ihm alle Uneigennützigkeit etwas Unverständliches ist. Die Sättigung der Selbstgefälligkeit dünkt ihm allein das Wertvolle. Es kämpft nicht mit dem Herzen und dem eigenen Schwert, sondern mit gemieteten Waffen und gemieteten Wesen, denen es die Vaterlandsliebe zum jeweiligen Tageskurs abkauft. Das Wort: „Bleib im Lande und nähre dich redlich!“ konnte nicht in England wachsen. Wie ein im Meer liegender Polyp, hat die ländergierige Insel ihre Saugarme über die Erde hingestreckt und das Hundertfache seines Leibesumfanges an sich gerissen. Ringsum ohne Nachbarn, konnte es außerhalb alles Wettbewerbs die Zeit und das Geld, die andere Nationen zur Sicherung ihrer Grenzen aufwenden mußten, in die Schaffung einer ungeheuren Kriegsflotte stecken. Mit ihrer Hilfe machte sie das berühmte Wort von Hugo Grotius: „Das Meer ist frei!“ zu einem Hohn. Die glückliche Isolierung ihrer Insel verführte die Engländer zu einem

Digitized by Google

Piratentum, das für sich keine anderen Gesetze gelten ließ, als den eigenen Vorteil. Das Elend der Anderen war ihr Behagen. Albion hat für die Erhaltung aller einträglichen Volkslaster in den von ihm „beschützten" Ländern heilige Kriege geführt. So den Opiumkrieg mit China. Es hat Indien in einer Art kolonisiert, daß schon im Jahr 1786 dem edlen Edmund Burke im Oberhaus die Worte über die Lippen brachen: „Meine Lords, wenn Sie diesen Schändlichkeiten gegenüber die Augen verschließen, dann machen Sie aus uns Engländern eine Nation von Heblern, von Heuchlern, von Lügnern, von Falschspielern." Die Lords schlossen ihre Augen. Damals geradeso, wie in der Zeit der Burenkriege, wo Lord Kitchener die kindliche Bibelfestigkeit der Buren durch seinen Kampf gegen die Burenweiber und Kinder in den mörderischen Konzentrationslagern erschütterte; und geradeso wie später, wo zu Albions Schutze menschliche Halbaffen aus dem Himalaja mit Wurfmessern gegen unsere Söhne und Brüder in Flandern herbeigeschleppt wurden.

Albion hat sich nicht geändert. Es verbarg die Großkampfschiffe in den Buchten Nordirlands und führte den Krieg zur See nicht gegen unsere Schiffe und Soldaten, sondern gegen die Daheimgebliebenen, gegen die deutschen Frauen und Kinder. „Der Hungerknebel macht das Herz schwach!" — so offenbarte sich Herrn Churchills edles Gemüt. Als aber das deutsche Volk im Feld und in der Heimat sein starkes Herz behielt, und die deutsche Admiralität auf die englische Blockade der Nordsee mit der Blockade von ganz Großbritannien antwortete und so Albion mit seinen eigenen Sünden strafte, da ging eine Woge der Entrüstung über die Insel. John Bull schrie zum Himmel auf über dieses Unrecht und sank zum erstenmal dem Onkel Sam um den Hals, um sich an dessen Brust auszuweinen.

Das ist Richard III., wenn er gefühlvoll wird; das ist Albion, das perfide.

Englands Absicht, den Krieg mit der kalten Gelassenheit eines gerissenen Händlers und mit möglichster Schonung seines Inven-

Digitized by Google

tars zu führen, war indessen schon mehr als einmal in den ersten Kriegsmonaten gestört worden durch die deutschen Unterseeboote, die flinken Schwestern ihrer großen Brüder zu Land, der zweiundvierziger Mörser. Schon Mitte August unternahm ein deutsches Tauchbootgeschwader eine zehntägige Erkundungsfahrt nach der Nordspitze Schottlands. Eines der Boote, „U 15", kam nicht mehr zurück. Es sank im Kampf mit einem englischen Schlachtschiff, über dessen Verlauf niemand etwas wußte, als die zwei Dutzend Mann seiner untergegangenen Besatzung. Da aber in den Tagen darauf die Trümmer eines großen englischen Wracks in jenen Breiten gesichtet worden sind, so dürfen wir hoffen, daß „U 15" nicht ohne ein ansehnliches englisches Leichengefolge auf dem Meeresgrunde ankam.

Die Engländer verstehen die Lippen zusammenzupressen, wenn es ihnen an den Bestand geht. Nicht umsonst war ihre erste Seetat die Durchschneidung des deutschen Unterseekabels nach Amerika. Sie wollen sich im Lügen von niemandem beeinträchtigen lassen. Und was sie nicht umlügen, das fälschen sie durch Verschweigen. Ende Oktober schlossen sich an der Nordküste von Irland die Wogen über einem der schönsten und größten Großkampfschiffe Englands, dem „Audacious". Ende November erst erfuhr es die Welt.

Die englischen Verluste häuften sich besonders im September 1914. Am 6. September erhielt der Kreuzer „Pathfinder", am 15. Oktober die „Hawke" und am 31. Oktober der „Hermes" die deutschen Torpedos in den Rumpf. Der Kapitän Weddigen mit seinem unsterblichen „U 9" tat es am 22. September nicht unter drei großen Panzerkreuzern aufs Mal. Gegenüber von Hoek van Holland lagen die großen Panzerschiffe „Abukir", „Hogue" und „Cressy" an dem nebligen Herbstmorgen auf Vorposten. Sie sanken hintereinander so schnell, daß keines dem andern zu Hilfe kommen konnte. Am 7. November holte der gleiche kühne Jäger im Kanal das Kanonenboot „Niger" mitten aus einer Anzahl neutraler Schiffe sauber heraus.

Digitized by Google

John Bull wurde purpurrot im Gesicht und nannte die deutschen Unterseeboote eine Pest. Unsere tapferen Blaujacken hatten nichts gegen das Wort einzuwenden. Die Pest folgte immer auf ein langes Sündenleben, und sie soll eine tödliche Krankheit sein.

Natürlich hat es an deutschen Verlusten nicht gefehlt. Auch die Engländer haben Unterseeboote, und zwar viel mehr als wir. Aber ihre Zahl schien ihre Tüchtigkeit ausgleichen zu müssen. Nur das alte deutsche Schiff „Hela", das kaum noch Gefechtswert besaß, fiel am 13. September einem englischen Unterseeboot zum Opfer. Der Verlust war schon vierzehn Tage vorher wett gemacht durch unsere kleinen Kreuzer „Stralsund" und „Straßburg", die ein englisches Unterseeboot in den Grund schossen, dem am 18. Oktober ein anderes auf dem gleichen Wege nachfolgte. Dagegen verloren wir die drei kleinen Kreuzer „Köln", „Mainz" und „Ariadne", sowie das Torpedoboot „V 187" in einem Gefecht in der Nordsee, in dem die Engländer mit einer großen Übermacht an Zahl und Schiffsgröße auftraten. Sieben große Schlachtschiffe der Lion-Klasse brauchten mehrere Stunden, bis die schwachen deutschen Schiffe überwältigt waren. Auch der 17. Oktober war ein Unglückstag für die deutsche Flotte. Wenn es auch nur vier alte und bereits ersatzpflichtige Torpedoboote, „S 115", „S 117", „S 118" und „S 119" waren, die im Nebel in die Schußweite des viel rascheren nagelneuen Panzerkreuzers „Undaunded" und von vier eben vom Stapel gelaufenen Zerstörern kamen, so war der Verlust von 200 wackeren Seeleuten doch sehr schmerzlich. Noch schlimmer war der Untergang des schönen, wenn auch nicht mehr neuen Panzerkreuzers „Yorck", der auf der Rückkehr von einer Patrouillenfahrt im Jadebusen vor Kiel auf eine deutsche Mine fuhr und im dichten Nebel von den 700 Mann der Besatzung über 300 mit auf den Meeresboden riß.

Aber gerade, als ob Deutschland über diese Verluste wirksam getröstet werden sollte, brachte am gleichen Tag, dem 4. No-

Digitized by Google

vember, der Telegraph die Nachricht, daß ein deutsches Geschwader die englischen Minenfelder an der britischen Ostküste durchfahren und den befestigten Hafenplatz Yarmouth und ein zur Abwehr herbeigeeiltes englisches Geschwader schwer beschossen hatte. Unversehrt waren die deutschen Schiffe in ihren Hafen zurückgekehrt, nachdem sie sich an die seit Jahrhunderten unerhörte Aufgabe gemacht, nun selbst die englischen Ratten aus ihrem Bau auszugraben. Und um die Freude vollkommen zu machen, kam in den gleichen Tagen aus Chile der Funkspruch, daß das deutsche Auslandgeschwader bei Santa Maria ein englisches Geschwader fast völlig vernichtet hatte. Die großen Kreuzer „Good Hope" und „Monmouth" gingen in die Tiefe und wahrscheinlich auch die „Glasgow", während ein kleiner Kreuzer schwer beschädigt entkam.

Es wurde in Deutschland mit Fassung getragen, als wir erfuhren, daß eine große Treibjagd aus englischen und japanischen Schiffen nach diesem Albions Ruhm so schwer erschütternden Schlag das deutsche Auslandgeschwader verfolgte und nach wochenlangem vergeblichem Suchen endlich bei den Falklandsinseln aufstöberte. Nur ein kleiner Kreuzer entging der Vernichtung.

Als Neujahrsgeschenk brachte ein deutsches Unterseeboot dem Vaterland das gewaltige englische Linienschiff „Formidable" dar, indem es diesen „Fürchtenichts" bei Plymouth, also dicht vor einem englischen Kriegshafen, durch einen einzigen Torpedoschuß auseinandersprengte. Und als in den letzten Januartagen bei Helgoland in einem ernsten Seegefecht auf unserer Seite der Kreuzer „Blücher", auf englischer aber ein großes Schlachtschiff mit zwei Torpedozerstörern unterging, da konnten auch die Zaghaften und Kleingläubigen in Deutschland nicht leugnen, daß in der Buchführung der Verluste über das erste Halbjahr des Seekriegs England dem Tonnengehalt nach mehr eingebüßt hatte, als sein bis dahin so leicht genommener Gegner, und daß die großen Worte Albions vor dem Krieg sich als eitel britischer Wind erwiesen hatten.

Da kam auch noch zur Unterstreichung der Bilanz eine Nachricht aus Arabien, die wie eine Mär aus der Zeit der Wikinger

Digitized by Google

anmutete. Die „Emden", der kühne kleine Kreuzer, der unter Führung seines Kapitäns v. Müller Dutzende englischer Kauffahrteischiffe im indischen Ozean angehalten und nach der Übernahme der Bemannung versenkt hatte, war endlich von einer ganzen Flotte australischer, englischer und japanischer Kriegsschiffe entdeckt und bei den Kokosinseln südlich von Sumatra überrascht worden. Ein Teil der Besatzung war kurz vor der Zerstörung des Schiffes auf der Insel gelandet und unternahm auf einem gekaperten Segelschiff die tollkühne, fast dreimonatige Fahrt durch den Indischen Ozean, nicht ohne unterwegs noch englische Handelsschiffe auf den Meeresgrund befördert zu haben. An der Südwestspitze von Arabien entgingen die unbeugsamen Emdenleute unter ihrem heldenhaften Führer, dem Kapitänleutnant v. Mücke, den französischen und englischen Kriegsschiffen, die den Eingang des Roten Meeres bewachen, und landeten am 3. Februar bei Hodeida im Lande der Märchen von Tausend und eine Nacht, jubelnd empfangen von den türkischen Bundesgenossen. Die Männer der „Emden" haben aber dem deutschen Volk den Glauben vollends gestärkt, daß auch zur See nicht nur die Schiffe und die Kanonen, sondern die starken Herzen mit dem großen Glauben und die hellen Augen den letzten Kampf entscheiden.

Es wäre weder recht noch gut, die englischen Soldaten des Mangels an Tapferkeit zu beschuldigen. Sie haben sich überall, auf dem Meere wie auf dem Festland, mit einem für Söldner achtungswerten Mut geschlagen. Aber Albions Feigheit im Kampf um seine Meergewalt wird durch die kriegerischen Tugenden seines Heeres nicht aus der Welt geschafft. Albion ist das regierende England. Und dieses England der Herren Grey und Churchill hat sich für alle Zeiten mit Schimpf beladen durch die Art, wie es seinen Seekrieg führte.

Einzig durch Albions Widerstand auf den internationalen Konferenzen für Kriegsrecht besteht noch das Beuterecht auf dem Meer als beschämender Rest alter Seeräubersitten. Daß nun

Digitized by Google

gerade eine Regierung, deren allerwenigste Untertanen von dem leben können, was der Boden ihres Landes erzeugt, es versuchte, ein doppelt so starkes ackerbauendes und fleißiges Volk aushungern zu wollen, das trieb die Anmaßung auf die Spitze. Daß aber nach dem deutschen Gegenstoß und nach der Erklärung der ganzen Gewässer rings um Großbritannien und Irland als Kriegsgebiet Albion seinen Kauffahrteischiffen riet, zu ihrem Schutze neutrale, d. h. falsche Flaggen zu führen, das hat der staunenden Welt gezeigt, wie biegsam Englands großer Stolz ist, und daß es auch seine Flagge niederholt, um sich starke Ungelegenheiten zu ersparen. England konnte auch anders.

Albion war nicht nur perfid, es erwies sich auch als gänzlich abgebrüht, und man verstand in jenen Tagen Treitschkes starkes Wort, es müsse noch so weit kommen, daß kein Hund ein Stück Brot aus einer englischen Hand mehr annehme.

Schon die Art, wie die zwei feindlichen Mächte England und Deutschland einander den Nahrungskrieg ankündigten, jenes aus feiger Überhebung, dieses aus bitterer Not, zeigte den grundlegenden Unterschied zwischen deutschem und englischem Empfinden. Am 4. November hatte England, um die Zufuhr für Deutschland abzuschneiden, ohne vorhergehende Warnung der Neutralen die Sperrung der Nordsee durch zwei doppelte Reihen von Schiffen im Kanal und zwischen Schottland und Norwegen erklärt.

Amerika, dieser Leuchtturm des Fortschritts, protestierte mit Schwächlichkeit und ertrug es, daß Deutschland seine Baumwolle, sein Getreide und sein Kupfer nicht mehr kaufen konnte. Die nordischen Staaten legten energische Verwahrung ein. Aber Albion hatte nur ein Lächeln dafür.

Drei Monate später, am 2. Februar 1915, stand im deutschen Reichsanzeiger geschrieben, daß vom 18. des gleichen Monats an das Meer rings um England als Kriegsgebiet betrachtet würde. Alle Handelsdampfer mit Waren nach England seien in Gefahr, versenkt zu werden. Ruhig und höflich wartete Deutschland, bis

Digitized by Google

die noch nicht gewarnten amerikanischen Kauffahrteischiffe, die noch vor der Verkündigung der deutschen Blockade Amerika verlassen hatten, in England eingetroffen waren.

Und als Dank dafür lieferte Amerika, dieser Leuchtturm des Fortschritts, mit seinem peinlich neutralen Universitätsprofessor auf dem Präsidentenstuhl, nach wie vor unseren Feinden Granaten und Gewehre, und zum Überfluß borgte der Milliardär Morgan mit seinen Freunden dem halbbankerotten Rußland hundert Millionen. Zwar protestierte Nordamerika gegen den Mißbrauch seiner Flagge, und die nordischen Staaten beriefen eine Konferenz nach Malmö zur Abwehr gegen die britische Unerschrockenheit, aber Englands Lächeln war die einzige Erwiderung auf all das.

Da mußten denn die deutschen Unterseeboote die nachdrückliche Beantwortung von Albions Feigheit und Tücke übernehmen. Am 18. Februar brach der Sturm los. Ein Beben ging über den Erdball hin. Denn die Achse der Weltgeschichte verschob sich. Zum erstenmal seit Jahrhunderten sagte eine Macht der Insel die Fehde auf Tod und Leben an; der Insel, die nicht ackert und nicht pflügt und die anderen Völker aushungern will; der Insel, „die keine Wälder hat und doch die Schiffe der ganzen Welt baut". Über einem neuen Karthago hing wieder einmal der langverdiente Tag der Züchtigung. Mit einem Schlag bekam das Land ohne Nachbarn rings um seine Küste eine nahe Nachbarschaft der aufregendsten Art: unsichtbar und unerbittlich. Geschwader von deutschen Unterseebooten unternahmen den Pförtnerdienst zu Albions Toren. Jetzt hieß es: Hunger um Hunger! Aber anstatt des frommen Wunsches rachsüchtiger Philister auf sicherem Boden: „Gott strafe England!" lautete das demütige Gebet unserer Heldenmannen in den unsichtbaren Stahlkähnen: „Gott strafe uns, wenn wir Albion nicht beibringen, daß es wirklich eine Insel ist!"

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Die Schlacht an der Marne	5
Der Übergang zum Stellungskrieg	22
Der Kampf um die Maasfestungen	35
Der Fall von Antwerpen	47
Der Buschkrieg in den Argonnen	67
Die draußen und die Zurückgebliebenen	80
Der Kampf mit dem Erzfeind	86

Digitized by Google

Bücher von Anton Fendrich

Mit dem Auto an der Front

Kriegserlebnisse in Flandern
und beim Kaiser

Preis geheftet M 1.— gebd. M 1.60

Kriegs- und Friedenskalender

für den deutschen Feldsoldaten,
/ Bürger und Landmann /

auf das Jahr 1916

Preis 40 Pfennig Sammlerausgabe M 1.—

Sportbücher:

Der Wanderer
Der Wegweiser des wandernden Naturfreundes

Der Alpinist
Ein Führer in der Hochgebirgswelt

Der Skiläufer
Ein Lehr- und Wanderbuch

Der Sport, der Mensch und der Sportsmensch
Ein Buch für alle Freunde einer gesunden Leibesbewegung

Der Fußball
von Anton Fendrich und Alfred Rahn
Ein Buch für alle Freunde des Fußballsports

Jeder Band ist hübsch illustriert u. einzeln zu haben für den billigen Preis von: Geheftet M 1.40 * Gebunden M 2.25

Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Senden Sie „Stuttgarter Kriegsbücher" Ihren Angehörigen und Freunden!
Sie werden dort mit Begeisterung gelesen werden! Weitere Kriegsschilderungen Fendrichs und von Dr. Kurt Floericke erscheinen in der Zeitschrift „Der Krieg" (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung). Abonnement kann jederzeit begonnen werden.

Aus der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart, bestelle bei der Buchhandung:

Anton Fendrich:

Mit dem Auto an der Front
.....geh. M 1.—
.....geb. M 1.60

Gegen Frankreich und Albion:
.....1. Bis vor Paris
.....2. Vond. Marneschlacht bis zum Fall Antwerpens
.....3. Der Stellungskrieg
Jeder Halbbd. geh M 1.—, 2 Bände in 1 Band geb. M 2.80
.....Alpinist, geh. M 1.40, geb. M 2.25
.....Skiläufer, geh. M 1.40, geb M 2.25
.....Wanderer, geh. M 1.40, geb. M 2.25
.....Sport u. Sportsmensch, geh. M 1.40, geb. M 2.25
.....Fußball, geh M. 1.40, geb. 2.25

Ort und Tag:
.....

Dr. Kurt Floericke:

Gegen die Moskowiter:
.....1. Die Masurenschlachten
.....2. Das Ringen um Galizien
.....3. Gegen Lodz und Warschau
.....4. Der Siegeszug in Polen
Jeder Halbbd. geh. M 1.—, 2 Bände in 1 Band geb. M 2.80
.....Schiffsjunge der Emden, geb. M 4.80

.....Kriegs- und Friedenskalender 1916, 40 Pfg.
Sammler-Ausgabe M 1.—

.....Probeabonnement auf „Der Krieg" für 2 Monate (4 Hefte) M 1.20.

Name:
.....

Digitized by Google

Bücher-Zettel

Mit 3 Pf. oder 3 Hell. zu frankieren, wenn außer d. Unterschrift kein Zusatz beigesetzt wird.

An die

Buchhandlung von .....

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 062163074

Stuttgarter Kriegsbücher
Franckh'sche Verlagshandlung